Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 40 [i.e. 43] (1961)
Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 03.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZER FRAUENBLATT

AZ Winterthur, 13. Januar 1961
40. Jahrgang Nr. 2

Erscheint jeden Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 17 Rp. Reklamen: 50 Rp. — Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. — Inseratenschluss spätestens am Montagabend.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 32 68 17, Postcheckkonto VIII 1027

Jugend heute

Aeltere Leute, auch noch solche in mittleren Jahren, mögen sich oft wundern über den Ton, der heute zwischen jungen Mädchen und Jünglingen herrscht, über ihr gegenseitiges Benehmen, die Art ihres Kontakts, wie man dies in Restaurants, auf der Strasse, an Campingorten zur Genüge beobachten kann. Gewiss, die Zeiten, da der junge Mann errötend den Spuren des Mädchens folgte, sind dahin, wir lachen darüber, und wohl zu Recht; denn so ergeben der Verliebte sich zeigte, so unerbittlich mochte er später als Gatte den Meister herauskehren und die Frau als unfreies Wesen bevormunden. Auch die Höflichkeitsformen, wie sie noch Ende des letzten Jahrhunderts galten und die Frau, das junge Mädchen in eine Wolke von Komplimenten und Bewunderung einhüllten, sind für uns veraltet. Wo sie sich, in südlichen Landen, noch gehalten haben, wirken sie übertrieben und unangebracht. Die Kameradschaft zwischen männlicher und weiblicher Jugend, das gemeinsame Studium, der Sport, haben nivellierend gewirkt und aus den Beziehungen der Geschlechter jegliche Inthronisierung der Frau als «höheres Wesen» verbannt.

So weit, so recht. Eine sachliche Einstellung von seiten des jungen Mannes gewährt dem Mädchen, wenn auch weniger Weihrauch, doch mehr echte Achtung und verspricht der späteren Lebensgefährtin Verständnis für ihre Eigenart und ihre Bedürfnisse — oder sollte es wenigstens.

Aber nun erleben wir das Seltsame, dass die jungen Burschen in einer Art mit dem Mädchen umspringen, als wären auch sie Jungens, als käme der Tatsache, dass sie weiblichen Geschlechts sind, überhaupt keine Bedeutung zu. Ihre Sprache ist derb und rauh wie unter Buben; wie sie die Mädchen anpacken, um die Schultern halten, vor sich herschieben oder hinter sich nachziehen, wie sie vor ihnen auf Stühlen herumliegen, ihnen kaum Platz machen, über sie hinweg lachen und lärmen und was derlei üble Manieren mehr sind, nicht minder. Und die Mädchen lassen sichs gefallen. Eine Verschiebung hat stattgefunden. Das Mädchen ist zum Kumpanen des Burschen geworden.

Ohne darüber urteilen zu wollen, ob dies zu begrüssen oder zu beklagen ist — was beides nichts nützen würde: die Entwicklung geht ihren Weg — können wir uns doch fragen, wie es so weit kommen musste. Vermutlich sind die Gründe dafür in beiden Lagern zu finden.

Mit der stürmischen Emanzipation der Frau, die ihr gleichwertige Arbeit auf fast allen Gebieten des Mannes erlaubt, mit ihrer neuerworbenen Sicherheit im Lebenskampf, den sie oft tüchtiger führt als ihr Bruder, mit ihrer frischen Freude an Wissen und Können, schiebt sie den Mann zur Seite, oder besser: sie setzt sich ihm zur Seite. Darüber befremdet, erbost oder gar erschreckt, dreht der junge Mann, der seiner selbst noch wenig sicher ist, den Spiess um. Er nimmt die neue Lage an, verzichtet auf sein schönes Recht, das Mädchen zu beschützen und zu verwöhnen, und behandelt es eben wie seinesgleichen, den Ton, den er gegen seine männlichen Freunde gewohnt ist anzuschlagen, noch übertreibend denn das Mädchen soll spüren: er ist bereit, es als Kumpanen anzunehmen, aber doch nur als solchen zweiter Güte. Die Entwertung ist ihm notwendig, um über die eigene Niederlage hinwegzukommen, denn die Selbstbehauptung des Mädchens erfährt er, wenn vielleicht auch nur unbewusst, als Erniedrigung.

Dieses Schema wird in den verschiedensten Schattierungen abgewandelt, mehr oder weniger hart, kann jedoch bis zur völligen Ablehnung des Mädchens seitens des jungen Mannes führen und zu seiner Ersetzung durch einen Burschen, wie natürlich immer noch Verliebtheit und gar Liebe den Jüngling spontan wieder befähigt, seine männliche Rolle richtig zu spielen, so dass auch das Mädchen sich in seiner weiblichen Art wiederfinden kann.

Zu milderen Sitten vermöchte sicher das Mädchen beizutragen, wenn es sich weniger burschikos gehaben würde, vor allem auch in der Kleidung. Das wirre Haar, die schlampigen Pullover und die entsetzlich engen Hosen, die es heute liebt, verunmöglichen dem jungen Mann jeglichen Aufblick zum «Ewig-Weiblichen». Womit der Frau ihr wichtigster Auftrag in der Zivilisierung der Gattung Mensch benommen wird. Ein Manko, das sie auch durch die grössten Erfolge im Wettkampf zwischen ihr und dem Mann nicht auswetzen kann.

A. V.

Die Entwicklung der Sprachheilarbeit in der Schweiz

Im Januar und Februar finden wieder, wie alljährlich, die Einschreibungen der Erstklässler statt. Viele Mütter sehen diesem Ereignis mit einiger Sorge entgegen. Nicht nur, dass die kleinen Buben und Mädchen nun endgültig von der schützenden Nähe der Eltern weg und sich der Gesellschaft Gleichaltriger und Aelterer anpassen müssen. Die Siebenjährigen, die bisher in der tröstlichen Geborgenheit der Mütter gelebt haben, sehen sich dann von einem Tag zum andern der Kritik Aussenstehender gegenüber.

Hier nun fällt es plötzlich auf, in welchem Masse man das Kind für das Leben «draussen» bereits erzogen hat, und inwiefern es den Anforderungen der Gesellschaft gewachsen ist. Viele Eltern, die bisher noch ihren Spass an einigen falschen Ausdrücken, an unrichtigen Redewendungen und falschen S hatten, begreifen plötzlich, mit welcher Hypothek ein Kind belastet ist, das mit einem Sprachfehler behaftet den Weg in die Schule antreten muss. Dem Durchschnittsbürger fällt es nun aber nicht leicht, zwischen Sprachgebrauch und Sprachgebrechen zu unterscheiden, und die Ansichten darüber, ob für die Korrektur und Pflege unserer Sprache in der Regel genug geschieht, gehen erheblich auseinander.

Eines aber ist ganz sicher: die Mütter, die heute und morgen ihre Siebenjährigen für den Schuleintritt melden müssen, haben nur noch eine sehr knappe Frist, ihr Kind einer Sprachprüfung zu unterziehen, wenn Zweifel darüber bestehen, ob es sich bei Sprachfehlern um eine Nachlässigkeit oder eine krankhafte Störung handelt.

Die Sprachtherapie

ist, im Gegensatz zur Sprachpädagogik, nicht Pflege des richtigen Sprachgebrauchs, sondern Behandlung krankhafter Anomalien. Solche können entstehen, wenn irgendwo am Sprechapparat (Lunge, Kehlkopf, Ansatzrohr) eine organische oder funktionelle Schädigung vorliegt, wenn ein Sinnesorgan (Gehör, Gesicht, Getast) ganz oder teilweise versagt, eine nervöse oder psychische Störung vorliegt, oder andere Vorbedingungen einer normalen Sprachentwicklung fehlen. Neben gewissen Erbfaktoren ist auch das Milieu (richtige Einstellung der Eltern) von grosser Wichtigkeit.

Da die Sprache eine Angelegenheit des ganzen Menschen ist, kann auch mangelnde Intelligenz als sprachhemmender Faktor genannt werden. Es wäre aber falsch, diese Diagnose von Haus aus stellen zu wollen. Nur eine exakte Abklärung durch Arzt und Sprachheillehrer, Beobachtung und manchmal auch Testverfahren, kann der Ursache von Sprachgebrechen auf den Grund gehen.

Völlig falsch wäre es, ein Sprachleiden als schlechte Gewohnheit, Faulheit oder bösen Willen zu taxieren. Es kann sich darum auch nicht um eine Erziehungssache handeln, sondern recht eigentlich um eine Krankheit, unter der das Kind leidet und das in ärztliche und sprachheilpädagogische Behandlung gehört.

Wer nicht weiss, an welche Stellen er sich mit einem Stammler oder Stotterer wenden soll, richte seine Anfrage an die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Sprachgebrechliche (S. A. S.) in Zürich, die ein Mitglied der Pro Infirmis und der Zentralauskunftsstelle für Wohlfahrtsunternehmungen ist. Dank ihrer Initiative ist es in den letzten zwanzig Jahren zur Gründung vieler Sprachheilklassen, Internate, Ferienkolonien und namentlich auch Sprachheilkindergärten gekommen. Es stehen fachlich speziell ausgebildete Sprachärzte und diplomierte Sprachheillehrer zur Verfügung und es gibt kaum einen Kanton, der in dieser Richtung nicht mindestens einige Bemühungen unternommen hätte. Während die Aufnahmekapazität der Internate ungefähr konstant geblieben ist, steigt diejenige der Externate von Jahr zu Jahr an. Die statistische Uebersicht nach Art der Sprachstörungen und Aufnahmealter lässt ausserdem erkennen, dass in Uebereinstimmung mit ähnlichen Erhebungen im Ausland auch bei uns zunächst das Stammeln vorherrscht, dann aber an Bedeutung verliert, das Stottern dagegen erst im Verlauf der Schulzeit und später dominiert. Während die Zahl der im 6. Altersjahr aufgenommenen Stammler dieselbe ist wie früher, stieg die Zahl der aufgenommenen Siebenjährigen um ein Mehrfaches an. Die Erfassung im Kindergartenalter sollte aber noch grössere Fortschritte machen, damit den Kindern die schlechte Erfahrung in den untersten Primarklassen möglichst erspart bleibt. Es kommt nämlich immer wieder vor, dass Eltern glauben, ihr Hansli oder Vreneli spreche nur schlecht, und werde das in der Schule schon noch lernen. Das Kind wird dann von den Schulkameraden ausgelacht, vom Lehrer getadelt, von den Müttern zu vermehrter Uebung angehalten und so kommt es — unvermerkt — zu psychischen Störungen, die durch eine rechtzeitige Behandlung hätte vermieden werden können.

Es fehlt noch an weiteren Fachkräften

Wenn unser Land über genügend Sprachheillehrer verfügen würde, wäre es zweifellos von Vorteil, alle Kinder, die sich zum Besuch von Kindergarten und Schule anmelden, einer Reihenuntersuchung zu unterziehen. Die in kleinerem Rahmen da und dort gefundenen Zahlen weisen zwar starke Unterschiede auf und geben ein wenig genaues Bild über die Verbreitung der Sprachgebrechen. Es scheint indessen, dass man heute mit mindestens 15 bis 20 000 sprachgeschädigten Kindern zwischen 4 bis 15 Jahren rechnen muss. Es bedarf also noch grösster Anstrengungen, um nur die dringendsten Fälle zu erfassen und einer Heilung zuzuführen.

Die Behandlungsdauer

ist von vielen Faktoren abhängig. Die ersten behandelten Stammler (leichtere Fälle) konnten durchschnittlich nach 20 bis 30 Uebungen entlassen werden, die Stotterer (leichteren Grades) besuchten 30 bis 40 Uebungen, und in Internaten betrug die durchschnittliche Behandlungszeit der schwereren Fälle für Stammler 2 bis 3 Monate, für Stotterer 3 bis 6 Monate. In besonderen Fällen, wie zum Beispiel bei offenem Näseln, bei schwerem Stottern, Hörstummheit, Agrammatismus oder bei einer Kombination von mehreren Störungen muss trotz intensiver Internatsbehandlung öfters mit jahrelanger sprachlicher Aufbauarbeit gerechnet werden. Massgebend ist immer das Alter bei Behandlungsbeginn, und darum kann nie genug auf den Wert frühzeitiger Erfassung hingewiesen werden. Scheuen wir darum keine Anstrengung, um dem sprachgebrechlichen Kind zu helfen, weil doch die Sprache das schönste Mittel ist, Kontakt zu haben mit seinem Mitmenschen, über sich selbst hinauszuwachsen und seinen Weg im Leben zu finden.

Der Schuleintritt im Frühjahr ist ein Markstein dazu.

e. fa

Butter, Käse, Milch

Die Schweiz, das klassische Milchland, scheint auf dem besten Wege zum klassischen Milchschwemmeland zu sein. Schon vor gut zwanzig Jahren ergab die Milchschwemme Stoff für das damalige Kabarett «Cornichon» in Zürich. Kriegs- und Nachkriegszeit haben uns vorübergehend dieser Sorge enthoben. Aber kaum war das Landwirtschaftsgesetz unter Dach, von dem man sich in mancher Hinsicht einiges erhoffte, da begann das Milchbrünnlein immer ergiebiger zu fliessen, und jetzt haben wir offenbar, wie im Märchen, die Zauberformel vergessen, mit der man seinen Lauf eindämmen könnte.

Zwar haben wir sozusagen für jedes Milchprodukt einen eigenen Verband oder eine Organisation. Der Milchproduzentenverband, die Butyra, die Käse-Union, sie alle verfügen über beträchtliche Mittel und Kompetenzen. Nur eben — das Zauberspräuchlein fällt auch ihnen nicht mehr ein. Statt dessen müssen — faute de mieux — Massnahmen ergriffen werden, die aber auch nur von wechselndem Erfolg begleitet sind. Ueber eine solcher Massnahmen wurde kürzlich in unserem Blatt berichtet: die Verbilligungsaktion für eingesottene Butter. Deren Erfolg muss durchschlagend gewesen sein. Kaum hatten sich die Hausfrauen augenreibend an das Wunder gewöhnt, dass sie auch einmal zum Zuge kommen dürfen bei einer Verbilligungsaktion, da war das Wunder schon vorbei. «Unerwartete Wendung am Buttermarkt», verkündete uns die Presse. In kürzester Zeit wurden die vorhandenen Butterlager um die Hälfte reduziert, so dass die Verbilligungsaktion vorzeitig eingestellt werden musste. Wer nicht frühzeitig zugriff, hatte das Nachsehen mit der billigen Kochbutter. Damit ist genau das eingetroffen, was die Berichterstatterin für die Pressekonferenz der Butyra, Gertrud Bünzli-Scherrer, voraussagte, dass nämlich «der Konsument den Wert der Butter wohl richtig einschätzt, dass aber der normalerweise zu erlegende hohe Preis ihn hindert, seinen vollen Bedarf damit zu decken.» Nun werden wir also notgedrungen von der Ia Butterküche wieder zur bescheideneren Butterfettküche zurückkehren. Die Butyra hat zwar bereits eine weitere Million Franken für die diesjährige Butterpropaganda budgetiert, wovon allein 460 000 Franken für die Inseratenaktion, aber leider hat das keine positiven Auswirkungen auf unsere privaten Haushaltungs-Budgets.

Auf dem Käsemarkt ist die Situation noch um etliche Stufen prekärer. «31 Verlustmillionen der Käseverwertung». Dieser Verlust — so heisst es in der Pressemeldung — wird vom Bund in einer vom Bundesrat noch festzusetzenden Höhe übernommen. Gewiss, wenn man bedenkt, dass der Gesamtaufwand des Bundes für die Folgen des Landwirtschaftsgesetzes damals, 1951/52, mit 1400 Mill. veranschlagt wurde, mögen sowohl die 4 Mill. für die Butter-Verbilligung als auch die 31 Mill. für die Käseverwertung als relativ kleine Summen betrachtet werden. Aber man erwartete doch vom Landwirtschaftsgesetz gerade, dass «*die Produktion, um die Entstehung von dauernden, schwer und nur mit grossen Verlusten verwertbaren Marktüberschüssen zu vermeiden, den Absatzmöglichkeiten angepasst werde*». (Zitat aus der Aufklärungsschrift über das Landwirtschaftsgesetz. Herausgegeben vom Eidgenössischen Aktionskomitee für das Landwirtschaftsgesetz, Januar 1952.) Diese Forderung blieb, trotz aller Massnahmen und Statute, bis heute leider unerfüllt, und darum beschleicht uns Konsumenten je länger desto mehr ein grosses Missbehagen. Wir fragen uns vor allem, ob die Propaganda die richtige Bahn eingeschlagen habe.

Kommen wir in diesem Zusammenhang zunächst noch auf die Milch zu sprechen. Der Konsum an Haushaltungsmilch ist zweifellos in unserem Land nicht schlecht. Der Joghurtkonsum ist sogar gross, wobei aber kühle Sommer beeinträchtigend wirken. Die Ausweitung des eigentlichen Milchkonsums kann u. E. nur noch erreicht werden, wenn zusätzliche Verbraucherkreise gefunden werden. In den Sommermonaten sind in unseren Zeitungen unter der Rubrik «Leserbriefe» immer wieder Einsendungen zu finden, in welchen gerügt wird, dass die Milch als Getränk in Gaststätten und an kioskmässigen Verkaufsstellen in ganz ungenügendem Masse oder zu teuer verkauft werde. Ennet dem Bodensee, in Oesterreich und in Deutschland, sind Milchbars, Milchtrinkstuben und Milchpilze zur Tradition geworden. Nur im Milchland Schweiz hat man noch die Verkaufs-Monopol-Brille auf der Nase und hütet sich ängstlich, Milch in anderen, als in den dafür bestimmten Läden in den Verkauf zu bringen. Der Verlauf der Pastmilch-Aktion in Zürich, die man, bevor sie noch recht in Gang gekommen war, fast mit einiger Erleichterung als gescheitert bezeichnete und abgeblasen hat, stimmt doch reichlich nachdenklich. Die Milchverbände verkünden mit trauernder Miene, der Milchkonsum sei rückläufig gewesen im letzten Jahr. Auf die ganze Schweiz bezogen mag das stimmen. Wir haben ja auch einen miserablen Sommer hinter uns, der den Konsum kalter Milchgetränke natürlich nicht förderte. Die vier Grossverteilerfirmen in Zürich jedoch, die am Pastmilchversuch beteiligt waren, behaupten, der Konsumrückgang der Milch in den Jahren 1957/58 sei aufgefangen und darüber hinaus ein Mehrkonsum von 950 000 Litern erzielt worden. Was stimmt nun?

Warum, so möchten wir fragen, werden nicht grössere Anstrengungen unternommen, um auch unsere Wehrmänner während ihrer Dienstzeit am

Julie Bikle 90jährig

(wb) Am 8. Januar 1961 feierte Fräulein Julie Bikle aus Winterthur ihren 90. Geburtstag. Unsere Jubilarin verdient es, dass ihrer mit Bewunderung und Dankbarkeit gedacht wird, war sie doch die Gründerin und unentwegte Betreuerin der Winterthurer Ermittlungsstelle für Vermisste im Weltkrieg 1914/18. Als berufstätige Frau im Geschäft ihrer Brüder tätig, kam sie schon zu Beginn des Krieges im August 1914 in Kontakt mit Geschäftsleuten aus Deutschland und Frankreich, die sie baten, einige geschäftliche Nachrichten zu vermitteln. Zu diesen gesellten sich bald andere und private Fälle. Die Not und Verzweiflung in unzähligen Familien in allen kriegsführenden Ländern liess diese Aufgabe ständig wachsen. Je grösser die Not wurde, um so mehr wuchs die Teilnahme und die dringende Notwendigkeit, zu helfen wo es nur ging. Julie Bikle setzte sich schon vom November 1914 an für den Austausch der Schwerverwundeten ein, ein Gedanke, der später durch das Rote Kreuz in die Tat umgesetzt wurde.

Die grosse und schwierige Aufgabe, Vermisste zu finden, Fäden nach allen Weltteilen zu knüpfen, löste Julie Bikle mit freiwilligen Helferinnen und mit Unterstützung weiter Kreise der Bevölkerung. Dank ihrer ausserordentlich gewissenhaften und allen Vorschriften entsprechenden Arbeit genoss sie uneingeschränktes Vertrauen in allen Ländern und bei allen Instanzen. Man muss sie aus jener Zeit erzählen hören, um zu ermessen, was in dem kleinen Büro an der Wartstrasse geleistet wurde, was für ein Strom von Menschenliebe und Hilfsbereitschaft von hier ausging, wie viel Dankbarkeit aber auch zurückströmte.

Julie Bikle kann auf ein reich erfülltes Leben zurückblicken. Wir wünschen ihr an ihrem 90. Geburtstag sehr viel Gutes und einen schönen Lebensabend im «Rosengarten» in Andelfingen.

Milchsegen teilhaben zu lassen? Die Klage, dass die Soldatenkost zu wenig auf die marktmässigen Angebote abgestimmt sei, ist schon alt. Es ist doch nicht einzusehen, dass der Bund einerseits Millionen ausgibt, um Milch und Milchprodukte verwerten zu können, und der gleiche Geldgeber, der, nebenbei bemerkt, 1,2 Milliarden für die Bedürfnisse der Armee bereitstellt, soll dann nicht in der Lage sein, den Wehrmännern eine etwas milchreichere Kost zukommen zu lassen?

Um schliesslich noch auf die Frage der Propaganda zurückzukommen: Jeder private Geschäftsmann, der die Mittel für seine Propaganda selber aufbringen muss, wird nach jeder Werbeaktion Rückschau halten und sich überlegen, ob der Aufwand durch den Erfolg gerechtfertigt wurde. Unsere halbstaatlichen Propagandastellen für Milchprodukte sind der Sorge für die Aufbringung der Mittel weitgehend enthoben, d. h. sie müssen sich nicht persönlich darum bemühen. Ist es sinnvoll, jedes Jahr einen Tag der Milch durchzuführen? Hat es einen Zweck, uns Frauen in unseren Organisationen immer wieder die einzelnen, gesunden Bestandteile der Milch vor Augen zu halten? Das alles bedingt Berge von Propagandamaterial, das ja auch bezahlt werden muss. Man veranstaltet Degustationen mit grosszügigen Gratisabgaben, Pressekonferenzen und ähnliches. Kommt man damit aber an die zusätzlichen Verbraucherkreise heran, die nun einfach gefunden werden müssen? Wie weit z. B. die Fondueaktion wirklich zu einer Ausweitung des Käsekonsums geführt hat, vermag der Aussenstehende nicht zu beurteilen. Aber sicher ist dadurch eine neue Gewohnheit geschaffen worden, die übrigens nicht nur dem Käse zugute kam, sondern allen Fabrikanten und Verkäufern von Fonduegeschirr einen fetten Hasen in die Küche gejagt hat. Irgendwie leuchtet uns diese Art Propaganda mehr ein als die ewige Belehrung über die gesunde Milch.

Es liesse sich noch lange über diese Fragen reden. Vielleicht ist es uns gelungen, eine Diskussion auszulösen, eventuell auch die zuständigen Instanzen einmal aus dem Busch zu klopfen. Möglicherweise kämen in einer umfassenden Diskussion noch mancherlei andere Aspekte zur Sprache. Und — wer weiss — vielleicht ist man in Bern ganz froh, wenn die Frauen einmal ihren Kropf leeren und den Propagandisten Hinweise dafür geben, wie die Werbung wirkungsvoller gestaltet werden könnte.

Hilde Custer-Oczeret

Altersprobleme

Seelische Krankheiten im Alter

Die Sektion Basel des Schweizerischen Roten Kreuzes hat, wie übrigens noch weitere Sektionen, vor einigen Jahren einen Betreuungsdienst für Betagte und Invalide eingerichtet. Die freiwilligen Betreuerinnen sind nun allerdings keine geschulten Fürsorgerinnen, sondern Menschen mit einem warmen Herzen und einem grossen Helferwillen. Um ihnen zu helfen, Probleme, vor die sie sich bei ihrer so segensreichen Tätigkeit gestellt sehen, zu lösen, veranstaltete die Sektion Basel eine Vortragsserie über verschiedene Alters- und Invalidenprobleme, die für die zahlreichen Anwesenden äusserst aufschlussreich waren.

Zunächst sprach Dr. med. Felix Labhardt, stellvertretender Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt Basel, über «seelische Krankheiten im Alter».

Die seelischen Krankheiten des Alters haben, so führte er aus, in den letzten fünfzig Jahren enorm zugenommen, da das Sterbealter von 40 auf 70 Jahre hinaufgestiegen ist. Erkrankungen des Kreislaufsystems, die mit dem heutigen Leben und den Ernährungsgewohnheiten zusammenhängen, können auch seelische Störungen bewirken. Die Patienten sind oft jahrelang krank und pflegebedürftig. Aber auch psychologische Faktoren spielen eine grosse Rolle. Der alternde Mensch wird aus seiner normalen Bahn geworfen (z. B. infolge der Pensionierung), er hat nicht erreicht, was er sich einst erträumte. Das Alter steht in der heutigen Auffassung überhaupt nicht in Gunst; Jugend bedeutet alles. Der alternde Mensch erlebt in seiner Generation Todesfälle; er kommt immer mehr in eine Isolation und sieht den Tod vor sich.

Der Referent wandte sich nun zunächst den organisch bedingten Störungen zu. Veränderungen am Gehirn haben den sogenannten Altersblödsinn zur Folge. Diese Veränderungen können z. B. durch Arterienverkalkung bedingt sein oder durch ein Abnehmen der Gehirnsubstanz. Manchmal sind diese Erkrankungen noch verkoppelt mit einem Schlaganfall.

Jeder seelisch Kranke reagiert individuell, aber es besteht doch eine gewisse Einheitlichkeit der Symptome. Die alten Leute können sich zunächst nicht mehr konzentrieren, sind müde, schlaflos, reizbar, leiden an Schwindel, sind interesselos. Dazu gesellen sich körperliche Beschwerden. Diese Erscheinungen sind Vorläufer verschiedener Erkrankungen. Da ist einmal die sogenannte Karikierung des Charakters zu nennen, bei der eine bestimmte Charaktereigenschaft sich besonders stark ausprägt; z. B. kann ein sparsamer Mensch geizig werden. Oder es kommt zur Demaskierung des Charakters. Nur im Unterbewusstsein Existierendes tritt hervor. Der Mensch wird starrer, stumpfer, interesseloser, bis schliesslich die typischen Krankheitserscheinungen auftreten. Es kommt zu Gedächtnisstörungen für Naheliegende oder zu Orientierungsverlust. Alte Leute erzählen immer wieder dasselbe. Viele versuchen, Gedächtnislücken zu überbrücken, was den Eindruck erweckt, sie lügen. Es kommt auch zu Gefühlslabilität. Diese Störungen führen zu Urteilsschwäche, die nur für Augenblicke auftritt, aber doch gerade für Personen an leitender Stelle eine Gefahr bedeutet. Deshalb sind auch Testamente, die alte Personen machen, oft fragwürdig. Tritt dann noch Irgendein Ereignis oder eine körperliche Krankheit hinzu, dann kommt es zum Zerfall. Der Mensch leidet an Sinnesstörungen, Verfolgungsideen, ist während der Nacht völlig verwirrt, so dass auch die Gefahr von Unfällen besteht. Er ist unruhig, oft auch unrein, depressiv, und es besteht die Gefahr, dass er Selbstmord begeht. Solche Personen gehören unbedingt in sachgemässe Pflege. Auf psychischen Ursachen und nicht auf organischen Gehirnstörungen beruhen die Depressionen des Rückbildungsalters, oft ist es erbliche Belastung. Man hat Angst vor Erkrankungen und vor Verarmung. Durch ein äusseres Ereignis werden Involutionsdepressionen ausgelöst. Diese Menschen bedürfen vor allem, dass man sich ihrer annimmt.

Man sollte alternde Menschen so lange wie möglich in ihrem gewohnten Milieu lassen und ihnen Arbeit geben. Arbeit erfüllt sie mit Sicherheit. Man soll ihnen sagen, was sie einem noch bedeuten, damit sie nicht in Gefahr kommen, ihr Leben wegzuwerfen. Es gibt so viele Gründe, die alternde Leute in den Selbstmord führen: Vereinsamung, das Fehlen eines Aufgabenkreises, das Gefühl, für niemanden mehr da zu sein, der Umzug in eine andere Wohnung, materielle Sorgen, das Fehlen religiöser Bindungen usw. Auslösende Momente sind Streit, Kränkung, Verlust.

Wenn jemand nicht mehr leben mag, soll man nicht seinen Willen anspornen, das nützt nichts, sondern man soll ihn medikamentöser Behandlung zuführen. Man soll sein Selbstvertrauen erhalten. Man kann durch Medikamente zwar die Gehirnsubstanz nicht kurieren, aber doch die Begleiterscheinungen mildern. Dann kann man den Betagten seelische Hilfe zuteil werden lassen, sie vor der drohenden Vereinsamung behüten und ihnen zeigen, dass man für sie da ist.

Private und staatliche Hilfsmöglichkeiten für Betagte und Invalide in Basel

In einem weiteren Vortrag sprach Blanche Stehelin, Fürsorgerin des Augenspitals Basel, über private und staatliche Hilfsmöglichkeiten für Betagte und Invalide in Basel. Die Referentin zeigte zuerst die Bedürfnisse, die jeder Mensch, ob jung oder alt, hat, und die zum Leben einfach unabdingbar gehören: Existenzminimum, Freude an Beruf und Betätigung, gute Beziehungen zu Familie und Bekannten, Sinn des Lebens. Darauf zählte sie zunächst die Organisationen auf, die den Invaliden und den Alten materielle Hilfe gewähren, neben der eidgenössischen die kantonale Fürsorge für Alte und Invalide, dann die Stiftung für das Alter, Pro Infirmis, Winterhilfe und verschiedene private Organisationen, Spital- und Krankenkassenfürsorgerinnen.

Wichtig ist für die Betagten, wie für die Invaliden, eine Beschäftigung. Dank der Hauspflege, der Haushilfe für Betagte und den Alterswohnungen ist es möglich, dass Betagte doch noch ihren Kräften angepasst selbständig bleiben und einen kleinen Haushalt besorgen können, wobei ihnen die körperlich anstrengende Arbeit abgenommen wird. Die Stellenvermittlung für Schwervermittelbare kann halbe Arbeitsstellen oder Heimarbeit vermitteln. Wenn auch die Heimarbeit nicht so gut bezahlt ist, so gewährt sie dem Beschäftigten doch Befriedigung; er fühlt sich glücklich. Das Hobby bildet für den Gelähmten einen Berufsersatz; er muss dabei seine Gedanken beschäftigen und denkt daher nicht immer über sich selbst nach. Ein grosser Segen ist die Radioaktion; aber auch die Zeitung bedeutet dem alten Behinderten und dem Invaliden sehr viel. Das Spazierengehen ist wichtig, weil man etwas anderes sieht. Es ist daher nicht richtig, wenn man Altersheime in eine ruhige Gegend legt; die Alten wollen noch etwas vom Leben und Verkehr sehen. In der Basler Pfrund beschäftigt man die Insassen und sie fühlen sich dabei sehr glücklich. Die Beziehungen zu den Verwandten sind oft ein Problem. Die Verwandten wissen nämlich bei Besuchen bei einem alten Angehörigen oft nicht, was mit ihm sprechen. Wenn sie ihm von ihren Erlebnissen erzählen, fürchten sie, er werde sie darum beneiden. Und so geht denn allmählich der Kontakt verloren. Daher muss Ersatz geschaffen werden. Das kann ein Verein sein, der Menschen in der gleichen Situation umfasst, dann die Altersstuben der Kirchen, das Weihnachtsfest der Stiftung für das Alter, Pfrundausflüge, dann aber auch der Betreuungsdienst des Roten Kreuzes. Die Alten zählen auf den Besuch der Betreuerinnen. Wichtig ist, dass der Alte weiss, dass er auch einmal etwas geben darf. Auch wenn der Alte noch eigene Familienangehörige besitzt, die ihn besuchen, so braucht er doch noch auch diese Besuche; denn jeder bringt ihm etwas mit, etwas, was die langen, einsamen Stunden unterbricht. Es soll ein Freundschaftsbesuch sein.

Beschäftigungstherapie

Wenn wir im vorhergehenden Vortrag gehört hatten, wie wichtig für den betagten und den invaliden Menschen eine Beschäftigung ist, so sprach im letzten Vortrag der Reihe Elisabeth Schwarz, die für diesen Dienst vorgesehene Arbeitstherapeutin gerade über dieses Gebiet, nämlich über «Aufbau der Beschäftigungstherapie der Sektion Basel des Schweizerischen Roten Kreuzes». Sie wird ihre Tätigkeit schon zu Beginn des Jahres 1961 in einer Dreizimmerwohnung an der Rotbergerstrasse aufnehmen. Man rechnet mit etwa acht bis zwölf vor allem Chronischkranken, an multipler Sklerose Leidenden oder Hirnschlagpatienten, die die Möglichkeit haben, sich an diesen Ort zu begeben. Bettlägerige werden auch zu Hause behandelt. Es sind Einrichtungen getroffen zum Weben, zum Schreinern, für Metall- und Lötarbeiten und zum Färben von Garnen. Die Einweisung geschieht durch den Arzt. Dieser muss auch angeben, wieviel dem Patienten zugemutet werden kann. Das Ziel der Behandlung ist, dass sich ein Glied wieder besser bewegen lässt, wobei Schienen und Stützen mithelfen, und dass der Patient lernt, sich selbst zu helfen, sowie dass er von seiner Krankheit abgelenkt wird. Die Beschäftigungstherapie ist aber auch eine Hilfe in der Psychiatrie. Der Patient lernt, seine Triebe meistern, oder reagiert seine Aggressionen ab. Schliesslich kann er sich auch einfach in der Arbeit selbst ausdrücken. Beschäftigungstherapie ist aber keine Erwerbsquelle.

Nach diesem Vortrag wurde noch ein Film aus dem Basler Bürgerspital vorgeführt, der die Patienten bei den verschiedenartigsten Beschäftigungen zeigte. Oft müssen alle möglichen Stützen angewendet werden, damit ein Patient nur seine Glieder einigermassen gebrauchen kann. Aber alle sind mit Eifer und Freude dabei.

Innerhalb dieses Vortragszyklusses sprach Frau Dr. E. Hang-Friedrich (Bern) über «Aktuelle Aufgaben des Roten Kreuzes» und zeigte Aufnahmen von Hilfsaktionen im Ausland. M. B.

Rege Tätigkeit bei den Samaritern

Im Jahre 1960 haben die Sektionen des Schweizerischen Samariterbundes 448 Samariterkurse durchgeführt, an denen 11 237 Personen teilgenommen haben. Ausserdem wurden 101 Kurse über häusliche Krankenpflege abgehalten, die von 2165 Teilnehmern besucht waren. In 61 Mütter- und Säuglingspflegekursen wurden 1519 Frauen und Töchter unterrichtet, wie die jungen Erdenbürger in der ersten Zeit ihres Daseins zu pflegen sind. Die unsichere weltpolitische Lage veranlasste viele unserer Mitbürger, die Kurse für die Kameradenhilfe für die Zivilbevölkerung zu besuchen. In diesen Kursen wird eine summarische Anleitung gegeben, wie bei verschiedenen Verletzungen eine Erste Hilfe zu leisten ist. Die Samaritervereine sind so bemüht, die Bestrebungen zur Schaffung eines wirksamen Zivilschutzes tatkräftig zu unterstützen.

Von den Kursteilnehmern sind die meisten den Samaritervereinen beigetreten, um als junge Samariterinnen und Samariter das Gelernte zu vertiefen und zu vermehren.

Alle Kurse haben sich wiederum grosser Beliebtheit erfreut, und es ist nur zu wünschen, dass auch im neuen Jahr wieder recht viele Frauen und Männer sich entschliessen, solche Kurse zu besuchen, um dem Nächsten helfend in einer Notlage beistehen zu können.

Auskunft über die Abhaltung solcher Kurse erteilen die 1180 Samaritervereine oder auch das Zentralsekretariat des Schweiz. Samariterbundes in Olten.

SSB

Beförderungen

Fräulein Dr. jur. Nelli Jaussi, bisher Adjunkt II des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit (Unterabteilung Arbeitskraft und Auswanderung), ist zum Adjunkten I dieses Amtes befördert worden.

Politisches und anderes

Sieg der Algerienpolitik de Gaulles

Das französische Volk hat sich am Sonntag eindrücklich für die durch General de Gaulle befürwortete Selbstbestimmung Algeriens ausgesprochen. Es wurden 74,94 Prozent Ja-Stimmen gegen 25,06 Prozent Nein-Stimmen abgegeben. Die Enthaltungen und ungültigen Stimmen betrugen 28,30 Prozent der Stimmberechtigten. Nach offiziellem Ergebnis wurden in Algerien 1 747 529 Ja und 782 036 Nein in die Urne gelegt.

De Gaulles nächste Absichten

Wie von zuständiger Seite in Algier erklärt wurde, beabsichtigt General de Gaulle Ende dieses Monats oder anfangs Februar nach Algerien zu reisen. Er will sich um neue Verhandlungen bemühen mit dem Ziel, den Frieden in Algerien bis im kommenden Juli wieder herzustellen.

Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den USA und Kuba

Die Vereinigten Staaten haben die diplomatischen Beziehungen zu Kuba abgebrochen. Den Ausschlag für diesen Entschluss gab die Forderung Kubas, das Personal der amerikanischen Botschaft in Havanna auf 11 Personen zu reduzieren. Präsident Eisenhower erklärte, diese berechnete Aktion der Castro-Regierung sei nur die letzte einer langen Reihe von Schikanen, Beschuldigungen und Beschimpfungen. — Die Vertretung der Interessen der Vereinigten Staaten in Kuba wurde auf Wunsch der amerikanischen Regierung durch die Schweiz übernommen.

Neuer Vorstoss der Sowjetunion in der Kongofrage

Die Sowjetregierung hat eine unverzügliche Einberufung des Sicherheitsrates verlangt, um die Situation im Kongo wieder zu erörtern. Die Sowjetunion beschuldigt Belgien, die Mobutus-Soldaten in das Treuhandschaftsgebiet von Ruanda-Urundi zu entsenden.

Die afrikanische «Gipfelkonferenz»

Die in Casablanca versammelten Staatsmänner genehmigten am Samstag eine Reihe Resolutionen über Algerien, den Kongo, die französischen Kernwaffenversuche und Mauretanien), sowie eine «afrikanische Charta». Diese sieht die Schaffung eines gemeinsamen afrikanischen Militärkommandos, einer afrikanischen beratenden Versammlung vor. An der Konferenz von Casablanca nahmen die Staatschefs von Marokko, Ghana, Guinea, der Vereinigten Arabischen Republik und Malis, sowie Vertreter Lybiens, Ceylons und der provisorischen algerischen Regierung teil.

Kongo bedroht durch den Hunger

Nach einem Bericht, den am Montag der Generaldirektor der UNO-Organisation für Ernährung und Landwirtschaft (FAO) Br. Sen bekanntgab, droht mehr als 20 000 Kindern im Kongo der Hungertod, wenn nicht sofort Hilfe kommt. Schon jetzt sterben in den Hungergebieten des Kongos vor allem im südlichen Kasai täglich etwa 200 Menschen den Hungertod.

Moskau liefert Waffen an Indonesien

Zwischen der Sowjetunion und Indonesien wurde ein Waffenlieferungsabkommen unterzeichnet. Durch dieses hat Moskau Indonesien einen Kredit von 300 bis 400 Millionen Dollars für den Bezug von Waffen gewährt.

Die Lage in Belgien

Die belgische Regierung hat am Montag in Westdeutschland stationierte Truppen nach Belgien zurückbeordert, damit während der Dauer des Streiks Eisenbahnlinien, Telephonzentralen und lebenswichtige Betriebe bewacht werden können. Gleichzeitig hat die Regierung die Sondermassnahmen zur Bekämpfung «krimineller Sabotage und Angriffe» in den Streikzentren im südlichen Belgien beschlossen. Die bisherigen Verluste, die durch den Aufstand entstanden, betragen rund 10 Milliarden belgische Francs.

Hammarskjöld in Léopoldville und Südafrika

Der Generalsekretär der UNO, Dag Hammarskjöld, führte am Donnerstag im UNO-Hauptquartier in Léopoldville eine Reihe von Besprechungen über die Lage im Kongo. Darauf begab er sich nach Johannesburg und Prätoria, um mit den dortigen Regierungsmitgliedern über deren Apartheid-Politik zu sprechen.

Die Schweiz für das Flüchtlingsjahr

Im Rahmen des Weltflüchtlingsjahres haben die in der Schweiz aufgebrachten Mittel per 31. Dezember 1960 den erfreulich hohen Betrag von netto 8 157 238 Franken ergeben.

Abgeschlossen Dienstag, 10. Januar 1961 cf

Bücher

Gedanken und Hinweise aus Fr. W. Foersters «Moderne Jugend und christliche Religion», 1960, Verlag Herder

(Schluss)

Religionslehrer, denen ihr Lehrfach ein Herzensanliegen ist, können bei Foerster heute noch eine Fülle von Anregungen schöpfen. Es geht diesem geborenen Pädagogen, der er bis zum letzten Atemzug sein wird, vor allem darum, das höhere Gesetz nicht nur von aussen aufzuerlegen, sondern den jungen Menschen an all dem zu packen, was in ihm selber jenem Gesetz entgegenkommt. Ganz falsch wäre es zum Beispiel, die kraftvolle Selbstbehauptung des Knabenalters durch eine künstliche und frühreife Friedensseligkeit ersetzen zu wollen. In der Bergpredigt ist diese persönliche Selbstbehauptung bis zur letzten Konsequenz vorgezeichnet: man soll so frei vom Beispiel der andern werden, dass man eine böse Tat mit einer guten zu beantworten vermag. Die Jugend darf gerade gegenüber der höchsten Weisheit des Evangeliums nicht den Eindruck bekommen, als ob es sich hier um etwas Uebermenschliches handle, dessen Anwendbarkeit auf das irdische Leben gar nicht in Frage kommen könne. Freilich darf ihr auch nicht vorenthalten werden, dass sich der Mensch im Leben isoliert, wenn er konsequent ist in der Nachfolge Christi. Schon die konsequente Anständigkeit, Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit lässt denjenigen äusserlich zu kurz kommen, der im Zugreifen nicht rücksichtslos sein mag.

Während aber die religionslose Morallehre nur Forderungen aufstellt und den Menschen dann bei der Erfüllung dem Schicksal überlässt, hilft ihm das Christentum in schwerer Not und Krise der Nachfolge mit der untrüglichen Verheissung Christi: «Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.»

Es liegt Foerster vom Anfang bis zum Schluss dieses Buches ungemein daran, Bibel und Lebenswirklichkeit in unauflöslichen Zusammenhang zu bringen; und er wünscht mit ganzer Seele, es möchten immer mehr Leute von starkem innerm Leben den Lehrerberuf ergreifen, damit gerade die gefährdeten Elemente unter der Schuljugend die richtigen Erzieher bekommen. Solche Lehrer werden sich dann bemühen, alles das, was man der gärenden Jugend beibringen möchte, in die Sprache ihrer brennendsten Interessen zu übersetzen. Dass ein von Christus erfüllter Erzieher ein fröhlicher und aufgeschlossener Mensch sein soll, der seine Frömmigkeit nicht beständig im Munde führt, ist ganz selbstverständlich. Seine allerwichtigste Bildungsarbeit besteht ja darin, die verhängnisvolle Trennung von Religion und Leben zu überwinden. Er muss davon überzeugt sein, und seine Ueberzeugung unaufdringlich, aber wirksam weiter geben können, dass in der Heiligen Schrift das Licht der Welt leuchtet, auch für das Geschäftsleben, die Politik, die soziale und die sexuelle Frage.

Der an starkem Gottesglauben und schweren Lebenserfahrungen gereifte Pädagoge Fr. W. Foerster schliesst sein neues Buch mit dem dringenden Appell: Keine neue Völkergemeinschaft, kein Wirtschaftsbund und kein blosser Pazifismus ist der Dämonie der modernen Barbarei gewachsen, wenn die christliche Kultur das Christentum aus das Privatleben beschränken will, und im öffentlichen Leben vor den Sündenmächten abdankt.

E. Spahn-Gujer

Natascha

Von Jurii Olöscha

Der alte Mann setzte sich an den Frühstückstisch. Auf diesem befand sich nur ein Gedeck: eine Kaffeekanne, ein Milchkrüglein, ein Glas im Glashalter mit einem im Sonnenstrahl glänzenden Löffel und eine Untertasse, auf der zwei Eier lagen.

Der alte Mann dachte dasselbe, wie jeden Morgen, wenn er sich an den Tisch setzte: es schien ihm, dass seine Tochter Natascha ihn schlecht behandle. Warum meint sie, dass er allein frühstücken soll? Sie erklärt, grosse Achtung vor ihm zu haben, und findet, dass er ganz abgesondert leben sollte.

— Du bist ein bekannter Professor und musst ein komfortables Leben führen.

Dummkopf — denkt der Professor — ein richtiger Dummkopf! Ich muss allein frühstücken und dabei die Zeitung lesen. Das hat sie sich in den Kopf gesetzt! Wo hat sie das gesehen? Im Kino? Richtiger Dummkopf!

Der alte Professor nahm ein Ei, stellte es in den silbernen Eierbecher und schlug mit dem Löffel auf das stumpfe Ende. Alles ärgerte ihn. Natürlich musste er an Kolumbus denken, der irgend etwas mit einem Ei angestellt haben soll, und das machte ihn böse. — Natascha! — rief er.

Natascha war natürlich nicht zu Hause. Er beschloss, mit ihr zu reden. Er liebte seine Tochter sehr. Was kann einem jungen Mädchen besser stehen als ein weisses leinenes Kleid? Wie glänzen die weissen Perlmutterknöpfe! Gestern hat sie ihr Kleid geglättet. Ein geglättetes Leinenkleid duftet nach Levkojen.

Nach dem Frühstück setzte der alte Mann seinen Panamahut auf den Kopf, hängte seinen Mantel über den Arm, nahm seinen Spazierstock und verliess das Haus.

Ein Automobil wartete auf ihn auf der Strasse.

— Dimitri Jakowlewitsch, wohin fahren wir? — fragte der Chauffeur. Dorthin?

— Ja, dorthin — sagte der Professor.

— Von Natalie Dmitriewna für Sie.

Der Chauffeur reichte dem Professor ein Briefchen. Sie fuhren ab. Auf den Kissen schaukelnd, las der Professor den Brief.

«Werde nicht böse, bitte, bitte. Ich bin zu einem Rendezvous gegangen. Werde nicht böse! Stein ist ein sehr guter Bursche. Ich werde ihn dir zeigen. Er wird dir gefallen. Bist du nicht böse? Hast du gefrühstückt? Ich küsse dich. Am Abend komme ich heim. Heute ist mein Ausgangstag. Du bist zum Mittagessen bei Schatunowsky, so dass ich frei bin.»

— Was ist los, Kolja? — fragte der Professor plötzlich den Chauffeur. Dieser schaute zurück.

— Es schien mir, Sie lachen. — Aber das Gesicht des Chauffeurs war ernst. Doch blieb der Verdacht, dass der junge Mann innerlich gelacht hatte. Der Professor vermutete, der Chauffeur sei in Verschwörung mit Natascha. Ein Modenarr ist er. Trägt wunderbare wespenfarbene Leibchen. Mich nennt er «mein Alter». Ich weiss, was er gerade denkt: «Mein Alter ist schlechter Laune.»

Das Automobil fuhr auf der Landstrasse, vorbei an blühenden Bäumen, Gartenzäunen, Fussgängern.

— Sie wird mir ihren Stein zeigen — dachte der Professor. — Gut, wollen wir ihn ansehen.

Später ging der alte Mann bis zu den Knien durch hohes Gras und schwenkte sein Spazierstöckchen.

(Fortsetzung auf Seite 4)

Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen

Herausgegeben von der deutschschweizerischen Ortsgruppenvereinigung
Schriftleitung: Veronica Müller, Zürcherstr. 11, Basel, Tel. (061) 41 06 94

Neue Folge des Wegweisers zur Frauenarbeit gegen den Alkoholismus

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenter Frauen
(World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

Rückblick und Ausblick

In einem Bericht über die Jahresversammlung 1923 der deutschschweizerischen abstinenten Frauen steht unter anderm: «Besonders lebhaft wehrt sich Basel für die Schaffung eines Extra-«Blättleins» für uns abstinente Deutschschweizerinnen in der «Freiheit». Der Bund abstinenter Frauen bestand damals schon gut zwanzig Jahre; aber es fehlte ihm eben ein «Blättlein». Wohl erschienen seit Anfang 1923 vereinzelte, der «Freiheit» eingefügte Blätter, bezeichnet «Unsern Frauen». Die abstinenten Frauen aber hätten doch gerne eine in regelmässigen Zeitabständen erscheinende Frauenbeilage zur «Freiheit» gehabt, in der auch ganz praktische Dinge behandelt wurden, wie zum Beispiel die Führung einer alkoholfreien Küche. Die alkoholfreie Obstverwertung stand ja damals erst in den Anfängen. Dank dem Entgegenkommen der Schweizerischen Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus wurde dies denn auch ermöglicht, und ab 1924 erschien sechsmal jährlich der «Wegweiser» zur Frauenarbeit gegen den Alkohol. Warum gerade der Name «Wegweiser»? War das nicht ein wenig anmassend, als ob gerade die Frauen den rechten Weg wüssten? Die damalige Schriftleiterin, Elisabeth Bernoulli in Basel, erklärte in ihrer gemütvollen und feinsinnigen Weise die Aufgabe eines jeden Wegweisers und fährt dann fort: «Es gilt, Frauen in den verschiedensten Lebensstellungen ein wenig an die Hand zu gehen; denn jede einzelne hat das Bestreben, an der Befreiung unseres Landes von den Trinksitten mitzuwirken, und der ‚Wegweiser' sollte ihr helfen, den für sie gangbaren Weg zu finden.» Es war also nicht Ueberheblichkeit, die diesen Namen wählte; er entsprach dem Bedürfnis und dem Willen zu helfen, und zwar vor allem den abstinenten Frauen selbst. «Wenn es wahr ist, dass die Frauen am meisten unter dem Alkoholismus zu leiden haben, so ist es auch ihre Pflicht, sich auf alle Arten zu wehren und sich einmütig dem Feind gegenüber zu stellen. Sie sollen einander zu verstehen suchen und sich gegenseitig als lebendige Wegweiser auf dem Gebiet der Alkoholbekämpfung dienen» schreibt Elisabeth Bernoulli am Ende ihrer Erklärung.

Unser Wegweiser wurde denn auch für die Ortsgruppen eine geschätzte Hilfe. Dank der engen Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus konnte den Leserinnen viel Wissenswertes mitgeteilt werden. So war es möglich, dass sie sich mehr oder weniger auf dem laufenden halten konnten über die verschiedenen Seiten der Alkoholfrage. Mit der Zeit benützten die Ortsgruppen ihre Zeitung auch zu Aufklärungs- und Werbezwecken, und es geschah doch etwa, dass die eine oder andere der Leserinnen ihre Folgerungen aus dem Gelesenen zog.

Nach dem Rücktritt von Fräulein Bernoulli (März 1933) wurde die Schreibende Schriftleiterin und ist dies bis Ende 1960 geblieben. In dieser Zeitspanne hat sich in der Welt viel Umwälzendes ereignet. Die Alkoholfrage aber ist geblieben, und sie muss uns immer wieder beschäftigen. Den Frauen, die ja nicht immer direkt von der Alkoholnot betroffen waren, diese Fragen nahezubringen, war das Ziel des «Wegweisers» in seiner bisherigen Form; es wird auch fernerhin sein Ziel bleiben. Die Arbeit am «Wegweiser» hat der Schreiberin wohl manchen Seufzer entlockt; sie hat ihr aber auch viel Bereicherung gebracht und Beziehungen geschaffen, die auch mit der Niederlegung der Arbeit nicht abbrechen werden. Ganz besonders zu danken hat sie der Schweizerischen Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus für die wertvolle Zusammenarbeit. Dank sei allen gesagt, die sie immer wieder ermuntert haben und viel Freundlichkeit erfahren liessen.

Gertrud Lauterburg-Brauchli

*

Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen,
Mein sind die Jahre nicht, die etwan möchten kommen.
Der Augenblick ist mein — und nehm ich den in Acht,
so ist der mein, der Zeit und Ewigkeit gemacht.

Andreas Gryphius

Sie sind nicht mehr unser, die vielen Jahre, wo uns «Der Wegweiser» im wahren Sinn des Wortes Wege zeigte zur Erfüllung der Aufgaben unseres Bundes, wo uns Hilfe und Anregung geboten wurde aus den Kreisen der übrigen Abstinenzorganisationen. Wenn wir heute, wo wir uns anschicken, das Mitteilungsblatt der deutsch-schweizerischen Ortsgruppen herauszugeben als Beilage des «Schweiz. Frauenblattes», unsere Blicke zurückwenden in die Vergangenheit, gedenken wir bewundernd und mit grosser Dankbarkeit jener Frauen, die vor beinahe 40 Jahren schon mit Tatkraft und Mut ein eigenes, kleines Blatt schufen, nachdem die Gruppen der Westschweiz mit «La petite Lumière» vorangegangen waren. Sie sind nicht mehr unser jene Zeiten, nicht ihre Möglichkeiten und Erfolge, nicht ihre Mühsale und Enttäuschungen.

«Mein sind die Jahre nicht, die etwan möchten kommen», sagt unser Lied weiter. Dass die Vergangenheit nicht unser ist, wer möchte dies bestreiten. Aber — die Jahre, die etwan möchten kommen — sollen denn auch diese nicht uns gehören? Ist denn nicht die Zukunft das, was wir selber gestalten können und wollen? Wir stellen die Frage, wir überlegen sie und wissen doch, der Dichter hat recht, «der Augenblick ist mein». Eine Erkenntnis, die geeignet ist, uns sehr bescheiden zu machen; vielleicht aber die Erkenntnis, die uns Zuversicht schenkt. Einzig der Augenblick, die Gegenwart ist unser. Ob wir sie nützen, ob wir die Aufgabe, die sie uns stellt, sehen und annehmen, davon hängt es ab, ob «die Jahre, die etwan möchten kommen», auch unser sein werden.

Ein solches Ergreifen des Augenblickes ist es, wenn wir unser kleines Blatt nun in Zukunft mit dem Schweiz. Frauenblatt, dem «Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben», herausgeben dürfen. Wir betreten damit keinen neuen Weg, der uns in fremde Gebiete führen könnte, wir werden weder zu Umwegen noch zu Nebenwegen veranlasst sein, «Fraueninteressen und Frauenaufgaben» standen am Anfang unserer Arbeit im Gründungsjahr 1902, sie sind es geblieben durch all die Jahre (im Bericht einer Gruppe über das Jahr 1923 heisst es: «wir studieren das Handbuch über die Alkoholfrage, wir lesen aus dem ‚Mouvement féministe'; wir behandeln alles, was die Frauen und Mütter interessieren kann.») Unsere Arbeit gegen den Alkoholismus betrachten wir als Frauenaufgabe, getan im Interesse der Frauen und Mütter. Mag sein, dass wir hie und da ein nur uns vertrautes Nebenweglein aufgeben müssen; gewiss wird unsere Arbeit mehr als bisher dem Urteil und der Kritik anderer ausgesetzt sein, auch jener, die unsere Arbeit nicht kennen oder nicht gutheissen. Aber unser eigenes Blickfeld wird sich weiten; wir werden Gelegenheit haben, aus der weitgespannten Tätigkeit anderer Frauenkreise zu hören und dadurch bereichert werden. Je mehr wir uns offen halten für die vielen brennenden Fragen unserer Zeit, desto mehr werden wir Möglichkeiten sehen und neue Wege finden für die Frauenarbeit gegen den Alkoholismus. Die Umgestaltung unseres Mitteilungsblattes mag auch zum Anlass werden, uns auf die neuen Aufgaben zu besinnen. In einer Radiosendung (Beromünster) werden unter dem Titel: «Was meined Sie, Herr Profässer» Dozenten verschiedener Fakultäten Fragen aus dem Hörerkreis zur Diskussion und Beantwortung vorgelegt. Kürzlich wurde die Frage gestellt, wie es zu erklären sei, dass so wenig Angehörige der akademisch geschulten Kreise die Abstinenz als Möglichkeit der Hilfe gegen die offensichtlichen Schäden des Alkoholismus in der Schweiz befürworteten. Die Diskussion war aufschlussreich, obschon, oder weil auch diese sehr prominenten Gesprächspartner kaum andere, als die jedem Abstinenten sattsam bekannten Argumente ins Feld zu führen wussten, um die Notwendigkeit der Abstinenz zu verneinen. Ausser dem Vertreter der theologischen Fakultät, der in erfreulicher Weise darauf hinwies, dass sehr oft die Abstinenz eines einzelnen eine entscheidende Hilfe für andere sein könne. Er erwähnte die heutigen gesellschaftlichen Trinksitten, erinnerte an die üblichen Gepflogenheiten bei Banketten, die, so betonte er, immerhin für manchen nicht gefestigten Mann verhängnisvoll werden könnten.

Wir sind darum sicher gut beraten, wenn wir in der Verpflichtung zur persönlichen Abstinenz die Grundlage für unsere Arbeit sehen. Seit der Gründung unseres Bundes sind sich manche der Aufgaben gleich geblieben, es stehen uns aber heute viel grössere Möglichkeiten offen. Wir wollen sie nützen, denn die Zahlen über den Alkoholkonsum in der Schweiz sprechen eine erschreckende Sprache.

Ein Gebiet, das früher keinerlei Rolle spielte, ist zum brennenden Problem geworden: motorisierter Verkehr und Alkohol. Unter der Ueberschrift: «Der Mensch bleibt verantwortlich» hält der Redaktor einer führenden Tageszeitung folgende Ueberlegungen fest: «Wer mit vielen Pferdekräften gleich selbstverständlich umgehen darf wie mit irgend einem Hilfsmittel, sollte nicht nur imstande sein, geistig beweglich auf die Wirksamkeit technischer Erfindungen zu reagieren. Er sollte entsprechend moralisch veranlagt sein, sollte vor allem im Bilde über sich selbst und seine Grenzen sein.» Sowohl das eine wie das andere, die rasche Reaktionsfähigkeit, wie das Verantwortungsgefühl, sind aber erwiesenermassen nach Alkoholgenuss sehr oft nicht mehr im wünschenswerten Mass vorhanden. Es ergibt sich hieraus eine dringende Aufgabe für uns Frauen. Die wenigsten von uns sind selber Motorfahrerinnen; aber wir alle, ob verheiratet oder nicht, kommen in die Lage, motorisierte Familienmitglieder und Gäste zu bewirten. Es ist darum sehr erfreulich, wenn, wie dies an einer Studientagung des BSF in Bern der Fall war, die Frauen auf ihre Verantwortung als Gastgeberinnen hingewiesen werden. Der Möglichkeiten zu guter, alkoholfreier Bewirtung sind viele; eine Aufgabe für uns abstinente Frauen ist es, diese auch weiteren Kreisen bekannt zu machen.

J. V. M.

Dankwort an Frau G. Lauterburg-Brauchli

Wir danken Frau Gertrud Lauterburg-Brauchli herzlich für ihre, während mehr als 20 Jahren geleistete, hingebungsvolle Arbeit als Schriftleiterin; unser Dank gilt ebensosehr der Zentralstelle in Lausanne, die mit den ihr so reich zur Verfügung stehenden Möglichkeiten die Arbeit der Schriftleiterin unterstützte. Die neue Schriftleiterin ist sehr froh, auch weiterhin auf die Mitarbeit beider zählen zu dürfen.

Für den Vorstand der
Deutschschweizerischen Ortsgruppenvereinigung
Veronica Müller

Punschrezept

Nicht nur am Silvesterabend ist ein Glühsaft bei alt und jung beliebt. Versuchen Sie einmal das nachfolgende Rezept aus «Harry Schraemlis Mixgeheimnissen»; Sie werden bestimmt Erfolg damit haben.

Glühsaft (für 4 Personen): In eine kleine Kasserole gibt man: 2 Glas Obstsaftkonzentrat (Glas = 1/2 Deziliter), 3 Glas Zitronensaft, 6 Gewürznelken, 2 Stückchen Zimt (jedes 5 cm lang), die ganze Schale einer sauberen Zitrone (spiralförmig geschnitten), 1/2 Liter Apfelsaft (Süssmost). Das alles lässt man auf kleinem Feuer auf den Siedepunkt kommen, 10 Minuten ziehen und giesst es dann — ohne Gewürze — in einen gut vorgewärmten Porzellankrug oder direkt in warme Gläser.

Heisse Mischgetränke serviert man in Teegläsern oder Tassen. Wichtig ist, dass diese Getränke kochendheiss auf den Tisch kommen.

Ottilie Hoffmann

Wir freuen uns, Ihnen aus der Feder Elsa Ahlers, Bremen, das Lebensbild Ottilie Hoffmanns, der Gründerin des «Deutschen Frauenbundes für alkoholfreie Kultur», bieten zu können. Diejenigen unter uns, die an der Tagung auf der ostfriesischen Insel Borkum, zur Feier des 60jährigen Bestehens dieses Bundes, teilnahmen, werden gerne das dort Gehörte lesen; die Leserinnen werden mit Interesse vernehmen, wie Ottilie Hoffmann, die vornehme Bremerin, zu gleicher Zeit und auch in Fühlung mit Susanna Orelli, Zürich, die ersten alkoholfreien Gaststätten Deutschlands schuf.

60 Jahre — Deutscher Frauenbund für alkoholfreie Kultur — da bedeutet es Freude und Pflicht, der Frau zu gedenken, deren Lebenswerk die Krönung fand in der Begründung dieses Bundes Ottilie Hoffmanns.

Nur mit tiefer Ehrfurcht kann man ihr unermüdliches, soziales Schaffen, das ihren Namen weit über Deutschlands Grenzen hinaustrug, betrachten und ihrem Lebensgang nachspüren, um sich dann zu neigen vor der Grösse ihrer Persönlichkeit, Verkörperung der Güte, Weisheit und tätigen Liebe. Nichts spiegelt besser Ottilie Hoffmanns Frauentum, als einige Verse von Paul Ad. Brenner, die er für sie geschrieben haben könnte.

«Nimm aus der Jahre nimmermüdem Gang,
Ein Jahr, das Deine, und erfüll es ganz;
Und wieder eines — und ein Leben lang;
So tragen Frauen manchmal einen Glanz
Vom Ewigen in diese dunkle Welt.
Denn, dass ihr da seid, den geringsten Tag
Uns freundlich wärmt und mütterlich erhellt,
Ist mehr, als aller Männer Mut vermag.»

Wir alle, die wir Ottilie Hoffmann begegnen durften, haben sie nur noch als ältere Frau gekannt; aber wem wäre sie je alt erschienen? Ihre blitzenden, blauen Augen strahlten die Begeisterung für die neuen Ideen aus, wenn sie hochaufgerichtet vor uns stand und mit mitreissendem Schwung, gütig und klug zugleich, von ihrem Kampf gegen die althergebrachten deutschen Trinksitten sprach. Welch unerhörte Energie trieb sie, vor 60 Jahren den deutschen Zweig des Weltbundes christlicher abstinenter Frauen zu pflanzen!

II.

Ihr äusserer Lebensgang ist schlicht und einfach, doch er liess Ottilie stetig «am Leben lernen» für ihr hohes, selbstgestecktes Ziel; Leben, Persönlichkeit und Werk sind untrennbar verbunden. Am 14. Juli 1835 wurde sie in Bremen geboren in einem Hause am Ostertor, in einem heute dichtbesiedelten Geschäftsviertel, damals aber noch eine Vorstadtgegend inmitten von Wiesen. Im elterlichen Garten stand sie am liebsten auf einem kleinen Hügel, der den Blick frei gab auf die weite, norddeutsche Ebene; doch dieses Hinausschauen lehrt den Niedersachsen auch den Weitblick über die Grenzen des eigenen Landes hinweg. 1835 — das war die Zeit des grossen Bürgermeisters Smidt, des Schöpfers von Bremerhaven, der in kluger Voraussicht die unmittelbare Verbindung der Hansestadt Bremen mit dem Meer dauernd sicherte. Bremen war damals eine Stadt von mittlerer Grösse, aber von grosser Bedeutung als Handelshafen. Der herrschende Stand waren die Grosskaufleute, zu denen auch Ottiliens Vater gehörte. Sie bildeten eine bürgerliche Aristokratie, und zeitlebens spürte man diese vornehme Herkunft in Ottiliens Erscheinung und Auftreten, so liberal und demokratisch ihre Anschauungen auch sein mochten. Die tiefsten Eindrücke empfing sie natürlich in ihrem Elternhaus, in dem sie und ihre drei Geschwister eine beglückende Zeit und eine harmonische Erziehung genossen. Die Eltern waren Norddeutsche, beide geistig hochstehende Menschen voller Ideale. Der Vater hatte in den Freiheitskämpfen mitgefochten und liess in seinen Erzählungen die Kinder teilhaben an seinem Patriotismus, aber auch an seinen hohen sittlichen und rechtlichen Ueberzeugungen. Sein Ernst wurde gemildert durch die heitere Lebensart der Mutter, die neben ihrer grossen Begeisterung für die schönen Künste, mit viel Liebe ihren Hausfrauenpflichten nachging. Sie war eine Freundin der bekannten Bremer Schriftstellerin Marie Mindermann, die später entscheidend in Ottiliens Werdegang eingriff. Aber auch der Vater liebte die Dichtkunst — es war noch die Welt des deutschen Idealismus — so trug er stets einen Band Schiller bei sich. Den Kindern wurde schon früh die Anschauung klar, dass die Hauptsache im Leben geistige Güter und sittliche Werte seien, und nicht das Streben nach Geld und Besitztümern.

III.

In der Schule der klugen Mansell Lasius, Nachfolgerin der bedeutenden Betty Gleim, übte der Nibelungendichter Wilhelm Jordan einen besonderen Einfluss auf Ottilie aus; das zeigt ein Aufsatzheft aus dem Jahre 1847, in dem er ihre erstaunlich reifen Arbeiten mit liebevoller Hand korrigiert. Ottilie war nicht nur eine begabte Schülerin, sondern ein glückliches Schulkind, weil ihr das Lernen so viel Freude machte. Immer war sie bemüht, das Dargebotene bewusst für das Leben zu lernen — nach der Devise: «Man muss nur das wissen wollen, was für einen wichtig ist, das aber gründlich.» Sie hatte ein klares gutes Deutsch und eine ausgezeichnete Handschrift. Die Bremer Musiklehrerin Marie Kalkmann gab ihr Klavier- und Gesangsunterricht; Ottilie wurde nicht nur eine vorzügliche Pianistin, sondern — es erschloss sich ihr beim Musizieren immer mehr ihre innere Welt. Im Haushalt, dessen Wichtigkeit ihr durchaus bewusst war, fühlte sie sich angesichts der Tüchtigkeit ihrer flinken und anmutigen Schwester wie «das hässliche unbeholfene junge Entlein». Hinzu kam noch, dass ihre «grosse Nase» ihr ein wenig Kummer machte, und sie gestand später lachend, dass die Prophezeiung «mit der Nase bekommt sie nie einen Mann» ja wirklich eingetroffen sei.

Nach der Schulzeit schuf ihr der Konfirmandenunterricht des freisinnigen Pastors Nieters am Dom den festen Ankergrund für ihre religiöse Weltanschauung, für ihren Glauben an einen weisen und gütigen Lenker unseres Geschicks, und zeitlebens holte sie sich im sonntäglichen Gottesdienst Stärkung. Ihr Lebensweg sollte sie auf sonnige Höhen und in dunkle Tiefen führen; an jeglichem Erleben, und sei es noch so gering, ist ihre Liebe gewachsen. Hätte sie nicht ihren festen zuversichtlichen Glauben gehabt, hätte sie sich wohl kaum immer wieder durchkämpfen können zum schaffensfreudigen Leben — nach Leid und Enttäuschung.

Es war um das Jahr 1850, als der Bremische Handel schwer betroffen wurde durch die Politik des Zollvereins, der die guten Handelsbeziehungen zu England und Spanien vernichtete. Manche Firmen hatten grösste Verluste; zu ihnen gehörte das Hoffmannsche Geschäft. In der Folgezeit gab es grosse Einschränkungen, und man musste in ein kleineres Haus umsiedeln. Bezeichnenderweise sagte die Mutter damals zu den Kindern: «Dass Ihr aber nun nicht glaubt, Ihr wäret deswegen weniger wert.» Sie hielt sehr auf gute Umgangsformen und entschied einmal, dass Ottilie nicht mit zwei Mädchen verkehren durfte, die der Mutter nicht vornehm genug erzogen schienen. Das kostete bittere Tränen, denn ihr warmes Herz revoltierte gegen dieses unverständliche Urteil. Trotzdem war Ottiliens Wesen damals von einer grossen Herbheit, die sie oft in ihrem Benehmen — besonders jungen Männern gegenüber — schroff werden liess. In früher Selbstkritik war sie dann nachträglich ärgerlich über ihr unfreundliches steifes Verhalten und gelobt sich heiss, sich zu ändern.

IV.

Kaum hatte Ottilie Hoffmann ihre Schulzeit hinter sich, da sah sie sich durch die veränderten Verhältnisse im Elternhaus genötigt, mit zum Lebensunterhalt beizutragen. Sie richtete eine kleine Schule ein, um Kinder befreundeter Familien den Anfangsunterricht zu erteilen. In Ottiliens erstem Tagebuch ist vermerkt: «Am nächsten Dienstag, 7. Oktober 1851, fängt meine Laufbahn als *Lehrerin* an. Gott segne mich dazu.» Für eine Tochter der höheren Stände bot sich damals als Arbeitsmöglichkeit nur der Beruf einer Lehrerin, vornehmlich Sprachlehrerin; dafür war aber ein längerer Aufenthalt im Auslande notwendig. Sie nahm daher eine Stelle an in einem Internat auf der Insel Wight, als Deutsch- und Musiklehrerin.

(Fortsetzung folgt)

Wandlungen im Kindergarten

Eine Seminarlehrerin im Ruhestand, Fräulein Mili Mayer, St. Gallen, Präsidentin der Redaktionskommission des «Schweizerischen Kindergartens», hat s. Zt. in dieser Monats-Fachzeitschrift Rückschau gehalten. Wir drucken aus ihrem aufschlussreichen Bericht die nachfolgenden Stellen ab:

Im 20. Jahrhundert, das so oft das «Jahrhundert des Kindes» genannt wird, stiegen den Kindergärtnerinnen immer mehr Probleme auf. Sollten nicht Neuerungen in der Führung der Kindergärten angebracht sein? Auf einer Studienreise bekam ich Kontakt mit dem Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin. Dort hatte Frau Henriette Schrader-Breymann die «Familiengruppen» eingeführt. Frau Schrader, die selbst noch Fröbels Schülerin war, hatte eine Abneigung, um die in Fröbels «Menschenerziehung» — seinem Hauptwerk — angeregten Ideen und die philosophische Grundlage wirklich verstehen zu können, gegen alles «Schulhafte», und dies war der Kindergarten mancherorts. Die Pflege des Familienhaften im Sinne einer Pestalozzischen Gertrud war Ideal und Ziel der Arbeit im Pestalozzi-Fröbel-Haus. — Auch wir versuchten nun die «Familiengruppierung»: je 8—10 Kinder bildeten eine Familie. Jede der vier Familien hatte einen Vater, eine Mutter und grosse und kleine Geschwister. Aus dem Nebeneinander wurde ein Miteinander. Die Eltern waren in kleinen Belangen verantwortlich für ihre Familiengemeinschaft. Natürlich liess sich nicht mehr «stufenweise» beschäftigen; die Betätigung richtete sich nun vielmehr nach einem «Thema». Frau Schrader hatte einen «Monatsgegenstand» in den Mittelpunkt des Kindergartenlebens gestellt; ihr standen viele Seminaristinnen, Küche, Haushalt und Garten mit Kleintieren zur Verfügung. Für unsere Verhältnisse schien uns das «Wochenthema» angebracht. Dieses Thema gab die Grundlage zur Erzählung, Spiel und Beschäftigungen; diese oft in Form von Familienarbeiten, bei welchen Teilaufgaben je nach Stand der kindlichen Entwicklungsmöglichkeiten ausgeteilt und zu einem Ganzen gefügt wurden: zum Beispiel die Darstellung einer bestimmten Erzählung. Meist wurde das Arbeitsmaterial für die vier Familien gerichtet und ausgeteilt; aber die Kinder hatten doch ihr eigenes Werkzeug in einer Arbeitsschachtel: Stift, Pinsel, Schere, und anderes mehr konnte sich jedes selber holen. Eine wohltuende Auflockerung war durch diese Einteilung möglich geworden, die Uebersicht allerdings erschwert und die Bevorzugung solcher Kinder-Eltern nicht immer günstig. Das Vertiefen in ein Thema konnte viel Wertvolles bringen — aber, wie bei allen Neuerungen, es konnte auch hier gut oder weniger gut vorgegangen werden. Auch hier konnte sich ein Zwang einstellen, wenn «an den Haaren herbeigezogen wurde», was zum Thema passen und in eine Woche hinein musste. Natürlich liess sich ein Thema auch mit Altersgruppen und Verwertung von Stufengängen durchgestalten. Die Kindergartenführung wies immer mehr individuelle Unterschiede auf, je nach Einsicht und Ansicht seiner Betreuerin.

Der Neigung aufzulockern kam ein Weiteres entgegen: die Montessori-Methode. Welche heissen Diskussionen wurden geführt über die Möglichkeiten, über Vor- und Nachteile des von Frau Dr. Montessori Angeregten! Jetzt besann man sich auf Fröbel, jetzt wurde einem bewusst, dass man ihn zu studieren und seine Ideen in die Gegenwart umzusetzen hatte! Frau Dr. Maria Montessoris Ziel: «Den Menschen frei zu machen zum Gebrauch seines Intellektes und den Intellekt frei zu machen zur Verbesserung der Gesellschaft.» Die Annäherung an dieses Ziel lag der ersten italienischen Aerztin so sehr am Herzen: aus Liebe, aus Drang, der sozialen Not zu steuern, richtete sie «Kinderhäuser» ein, die «Case dei Bambini», in welcher die Kinder in schöner, zweckmässiger Umgebung in die Anfänge der Arbeit eingeführt werden sollten. Ihr didaktisches Material — zuerst an Schwachbegabten erprobt und dann für Normale ausgebaut — ermöglicht Sinnes- und Verstandesübungen; es ist «Arbeit«! Das Prinzip der Freiheit, welches bei Maria Montessori im Vordergrund steht, ist eine durch Material und Hausordnung beschränkte Freiheit. Aber: Wie viel Positives hat Frau Montessori angeregt und wieviel haben auch wir von ihren Anregungen uns zu eigen gemacht! Angefangen bei der Gestaltung von Garten und Haus, von Räumen, Mobiliar und Materialbeschaffenheit bis zur der Freiheit der «Selbstbedienung, dem Verleihen von Aemtern, der diskreten Anleitung und der sorgfältigen, unauffälligen Kinderbeobachtung»!

Immer mehr galt es aber nun auch neben Maria Montessori die vielen Anregungen der Schulreformer und Psychologen — studierten wir doch mit Begeisterung Huth, Scharelmann, Kerschensteiner, Gansberg-Stern, Muchow, Bühler, Hetzer und andere — zu einem, durch Fröbels Ideen befruchteten Kindergartenstil auszubauen! Aber halt! Nun kam ein Weiteres dazu: Eine Kollegin kam von einem Studienaufenthalt in Amerika zurück. Sie bestätigte, was wir schon in Vorträgen gehört hatten: dass «freie Arbeitsweise» die Form für die moderne Schule und für die Führung des Kindergartens werden könnte. Was bedeutete dies für unser Tasten und Suchen? In was bestand das Neue? Jedes Kind sollte «frei» sein, in einer Kindergarten-Wohnstube sich sein Spiel (mit schönen, grossen Spieldingen) seine Betätigung (mannigfach und grosszügig) zu wählen, sie so lange zu tun, als es sich hingezogen fühlte, als es erfüllt von ihr war. Erlebnisse vom Tage sollten in Spiel und Betätigung aufgegriffen und durch die Kindergärtnerinnen vertieft werden, solange das Interesse der Kinder dafür wach war. Nun galt es, sich «Fingerspitzengefühl» zu erwerben: Welchen Kindern konnte dieses «Selberwählen» zugemutet werden, welche brauchten Anleitung, welche Anregung, und in welcher Form hatte dies zu geschehen? Wie sollte das Gemeinsame wie Erzählung, Kreisspiel, Rhythmik und weiteres eingebaut werden, dass es mitklang? Wie musste der Raum eingerichtet sein, um den Kindern zu vielseitigem Spiel und Beschäftigungen die äusseren Möglichkeiten zu geben? Schritt um Schritt wollte das Neue erprobt und erobert werden, damit es zur Bewährung führen konnte. Wir erinnern uns noch der Uebergänge von den Gruppeneinteilungen verschiedener Art zu diesem Freiwählen-dürfen! Kinder und Kindergärtnerinnen mussten sich hineinfinden, ja, sich hineinerziehen. Das Einführen der «freien Arbeitsweise» brachte einen ausgesprochenen Pendelausschlag: Hier streng Aufgebautes — dort Freigewährenlassen. Wie überall, wo diese Erscheinung eintrat, musste nach einer Mitte gesucht werden, nicht zuletzt im Kindergarten. An verschiedenen Orten trat dieses Suchen und Aufspüren einer wohlausgewogenen Führung der Vorschulpflichtigen zutage; wir erinnern nur in Kürze an das «Maison des Petits» in Genf und an die nach Dr. Steiners Grundsätzen geführten Kindergärten.

Heute nun sind wir bei der «freien Kindergartenführung» angelangt. Sie ist so zu verstehen: Wir haben wieder Gruppen, aber sie ergeben sich aus dem Freiwählen und Anleitung- und Anregung-geben; denn wir wollen ja nicht das Individualistentum unterstützen, und so treffen wir Kindergruppen in Bau- und Puppenecken, beim Zeichnen, Malen und Modellieren, beim Perlenfassen und Sticken beisammen. Und die Kindergärtnerin weiss, dass es immer Kinder gibt, die gerade ein Bestimmtes brauchen an Aufmunterung, an Anregung, an Uebungsmöglichkeit, und so wird sie das eine oder andere einer gegebenen Gruppe zuweisen. Aber es gilt auch zu Neuem oder zu Besserem zu führen, und so finden wir die Kindergärtnerin einmal am Maltisch, ein andermal beim Modellieren oder beim Basteln mittätig, Technisches vorzeigend und die Kinder sie darin nachahmend, aber doch nach eigenem Vermögen ihr Werklein gestaltend. So ordnet sich auch das Gemeinsame vor: das Erzählen und Bilderbuchbesehen, Rhythmik und Turnen, Sing- und Kreisspiele, Plaudern und Festefeiern, Gartenarbeit und Spaziergang — bald den Wünschen und Anregungen der Kinder nachgehend, bald den Intentionen der Kindergärtnerin folgend. Der Tages- und Jahreslauf mit den vielen sich bietenden Möglichkeiten wird miteinbezogen. Vor allem aber soll der Kindergarten den Kindern durch frohes, sinnvolles Spielen eine «erfüllte Kindheit» schenken durch Wachsenlassen ihrer innern und äusseren Kräfte. Und die Kindergärtnerin wird durch guten Kontakt mit den Eltern, vor allem den Müttern, auch zu einer erfüllten Kindheit im Familienkreis Anregung geben dürfen. Für sie selber aber mögen Friedrich Fröbels Worte — zitiert von Ed. Spranger — wegleitend sein:

«Es ist das grösste Missverstehen alles geistig, menschlich Musterhaften, wenn es der Form nach als Muster genommen wird ... Wohl steht ... das Musterhafte fordernd da, aber immer nur in Beziehung auf Geist und Leben, nie fordernd in Beziehung auf Form.»

Offene Aufklärung über wissenschaftliche Unvollkommenheiten ist notwendig

(Aus «Die Ernährungskrisis des Abendlandes und der Weg zu ihrer Ueberwindung» von Prof. Dr. Werner Kollath, Freiburg i. Br. — Sonderabdruck aus «Nellys Kalender», Verlag E. Hartmann, Küsnacht ZH.)

Da wir gesehen haben, dass die Zivilisationsseuchen dann entstehen, wenn gewisse Gewohnheiten zu einer «Vermassung» der Einzelkrankheiten führen, müssen wir die Vorbeugung auf dem Prinzip der «Entmassung» aufbauen. Dabei sind folgende Punkte bevorzugt zu beachten: Die Gesundheit beginnt vor der Geburt, im Leben der Eltern. Nach der Geburt liegt sie in den Händen der jungen Mütter, die meist viel zu wenig wissen, wenn sie nicht altbewährten Traditionen folgen können. Das Beispiel der Eltern ist massgebend, vor allem das stille Vorleben ist erzieherisch. Die meisten Eltern aber geben ein schlechtes Vorbild. Wichtig ist die Erziehung in den Schulen.

Gesetzlicher Schutz der natürlichen Eigenschaften unserer Lebensmittel. Am besten formuliert ist dies bisher in dem Schweizerischen Lebensmittelgesetz mit dem Grundsatz, dass nur das erlaubt ist, dessen Unschädlichkeit bewiesen ist. Gleichzeitig müssen die Massnahmen aber auch notwendig sein. Sache der Forschung ist es, die Prüfungsmethoden zu verbessern. Dabei ist die verschiedene Empfindlichkeit der Menschen ebenso zu berücksichtigen wie Gesamtwirkungen verschiedener Stoffe.

Offene Aufklärung der Bevölkerung über die vorliegenden Unvollkommenheiten des Wissens und die daraus sich ergebende Pflicht, selbst an seiner Gesundheit mitzuarbeiten. Beruhigende und bagatellisierende Tendenzen sind zu vermeiden. Offenheit ist Voraussetzung für den Erfolg.

Die falsche Ernährung ist zwar nicht die einzige Ursache der Ausbreitung der Zivilisationskrankheiten, wohl aber verhältnismässig am leichtesten und schnellsten zu verbessern. Denn unsere Nahrung wächst jedes Jahr frisch nach. Gartenbau und Landwirtschaft sind bereit, uns zu helfen.

Mir scheint, dass die beiden reichhaltigsten und wichtigsten Nahrungsmittel hier am leichtesten eingesetzt werden könnten: das volle Getreidekorn und die naturbelassene Milch. Leider sind gerade diese beiden wichtigsten Nahrungsmittel am meisten verfeinert und entwertet, und damit ist die Grundlage der Gesundheit der europäischen Völker erschüttert. Hier eine grundlegende Aenderung zu schaffen, gehört zu unseren wichtigsten Aufgaben.

Die Ernährungskrisis des Abendlandes erweist sich als Folge einer Gruppe von Irrtümern und Denkfehlern, die bis zu 100 Jahre alt sind. Es wird Zeit, höchste Zeit, mit ihnen ein Ende zu machen. Durch die fehlerhaften Methoden der Ernährung ist aus der früheren vollwertigen Nahrung eine Zwangsernährung mit weitgehenden Veränderungen geworden. Die physiologischen Vorgänge im Körper können nun nicht mehr nach den uralten, entwicklungsgeschichtlich notwendigen Funktionen ablaufen, sondern haben Lücken bekommen. Langes Leben ist zwar infolge der Fortschritte der Heilkunde möglich geworden, dieses aber kann mit vermehrter Krankheitsbereitschaft einhergehen. In den nächsten Generationen ist mit fortschreitendem Verfall zu rechnen. Der Bestand der abendländischen Menschheit ist durch die gegenwärtige Situation gefährdet.

Ganz klar ausgedrückt, ist die Lage so: geistig haben wir ein Stadium grösster Freiheit erlangt, körperlich aber sind wir in eine gefährliche und einseitige Zwangsernährung geraten. Wir haben die Einheit unseres Lebens verloren, die Harmonie ist gestört.

Der Bestand und die Leistungsfähigkeit der weissen Völker ist viel stärker gefährdet, als die meisten Menschen ahnen. Es kann mit grosser Wahrscheinlichkeit vorausgesagt werden, dass ein Stillstand in der Bevölkerungszunahme eintreten wird. Die Ueberlebenden werden aber zum grössten Teil mehr oder weniger krank sein. Die von uns bewohnten Erdteile werden einem grossen Hospital gleichen. Dem gegenüber werden die Völker des Ostens mit ihrer natürlichen Ernährung, die nun auch noch in den Genuss der medizinischen Fortschritte geraten, an Zahl rapide zunehmen, gesünder bleiben und eine verlängerte Lebenserwartung aufweisen. Das Zahlenverhältnis wird sich zu unseren Ungunsten verschieben. Völker, die heute noch auf einer niedrigeren Kulturstufe stehen, werden an unsere Stelle treten, und damit ist die Existenz des Abendlandes bedroht. Ganz scharf ausgedrückt: verharren wir auf den gegenwärtigen Lebens- und Ernährungsgewohnheiten, so verüben wir einen langsamen Selbstmord.

Es wird aller Bemühungen von Staat und Wissenschaft bedürfen, um den drohenden Verfall aufzuhalten. Es müssen sich aber immer mehr Familien der Notwendigkeit bewusst werden, ihre eigenen Gewohnheiten so umzustellen, dass sie gesund bleiben. Eine sehr wichtige Rolle werden hier die Mütter und besonders die jungen Mütter zu spielen haben. Nur dann können Staat und Wissenschaft wirksam helfen, wenn jeder einzelne an seinem Platz sich voll seiner Verantwortung bewusst ist. Den Gefahren der «Vermassung», die wir als so wesentliche Ursachen der Ausbreitung der Zivilisationskrankheiten kennengelernt haben, kann man durch Aufklärung begegnen. Dadurch, dass jeder einzelne lernt, dass es in seinem eigensten Interesse liegt, gesund zu leben, gelangt man zur Individualisierung, zur Entmassung. Hoffen wir also auf den Selbsterhaltungstrieb des Menschen.

Wir tragen nun einmal vor der Welt die Verantwortung für die Zukunft nicht nur des Abendlandes, sondern auch der Menschheit. Dessen müssen wir uns stets bewusst sein!

Mitarbeit der Frau im Gemeinschaftswesen

Ein geschichtlicher Rückblick bis in das ferne Zeitalter der antiken Kulturen zeigt, dass zwischen der Stellung der Frau in der Gemeinschaft, ihrer Wertung und ihrem Rechtsbesitz und dem inneren Wert der Kultur selbst ein tieferer, ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Die Stellung der Frau bringt das Wesen und die Wirklichkeit geschichtlich bedeutender Gemeinschaften besser und wahrheitsnäher zum Ausdruck, als grosse Staatsmänner und Feldherren dies oftmals vermochten. Dies bedeutet keineswegs eine Verkleinerung der von Männern vollbrachten Leistungen besonders auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet, es ist vielmehr eine notwendige Ergänzung zu dem abgerundeten Gesamtbild jeweiliger Zustände bis in unsere heutige Zeit.

Ueberall dort, wo die Frau unterbewertet und in die Rechtslosigkeit gedrängt wird, stellt sich auch bald ein ethisches und politisches Versagen des Mannes sein. Die Kultur stagniert, der Entwicklungsgang verlangsamt oder kommt überhaupt zum Stillstand.

Kein vernünftiger Mensch wird heute das Recht der Frau auf volle Gleichberechtigung bestreiten wollen. Da oder dort in der männlichen Mentalität noch vorhandene atavistische Auffassungen über die Stellung der Frau im staatlichen und gesellschaftlichen Leben sind nicht mehr von ausschlaggebender Bedeutung.

Aber die Frau kann sich bei einer ihr zugestandenen theoretischen Gleichberechtigung auch nicht mehr allein auf ihre Wirkungsbereiche als Gattin und Mutter beschränken. Der gesamte Entwicklungsstand bedingt es und die Erreichung und Erhaltung eines hohen Lebensstandards verlangt es, dass sie in zahlreichen geistigen und manuellen Berufen tätig ist. Jedoch auch die an die Gattin und Mutter herangetretenden Probleme sind zahlreicher geworden, ihre Lösungen erfordern weiteren Blick, höhere Intelligenz, grössere Verantwortung. Die Wechselbeziehungen zwischen Staat und Familie sind unmittelbar und kurzfristiger geworden; der Staat muss von der Frau die Uebernahme politischer Pflichten aus Gründen der Selbsterhaltung verlangen.

Damit ergibt sich für die Frau auch zwangsweise die Forderung nach einer Mitentscheidung. Da es ihr meist nicht möglich ist, sich allzuoft und allzuweit von ihrem Wirkungsbereich als Gattin und Mutter zu entfernen und sie dies vielfach auch gar nicht will, wäre ein dem Familienverband zunächst übergeordneter Zirkel von haus- und berufstätigen Frauen der einfach ideale, politische, soziale und kulturelle Geltungskreis für sie. Gerade in diesem Rahmen würde ihre Stimme den vorhandenen Raum voll ausklingen; sie würde ihren unmittelbaren fraulichen Bestimmungen nahebleiben können und doch einer grösseren Gemeinschaft Werte schenken, deren Summe schliesslich den Gesamtinhalt der ganz grossen, der Staatsgemeinschaft bildet.

So muss es als wünschenswert und für die gegenwärtige und zukünftige Entwicklung als gerecht und nützlich angesehen werden, dass die Schweizer Frau in absehbarer Zeit ihr Stimmrecht erhält, um bei der Lösung aller nationalen und wirtschaftlichen Fragen mitentscheiden zu können. Sie soll und wird dies tun, nicht um den Mann zu verdrängen, sondern um ihn noch besser ergänzen zu können, um mit ihm gemeinsam eine noch schönere und gediegenere Gemeinschaft zu schaffen.

Sophie Hess

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426
Zürich 55. Tel. (051) 35 30 05
wenn keine Antwort (051) 26 81 51
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin:
Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Buchbesprechung

Eduard Ruefenacht: «Mächte der Gestaltung»
Origo-Verlag

Das Buch ist eine Sammlung von Betrachtungen der inneren Welt als Wirklichkeit, die Wandlungsmöglichkeit des Menschen durch richtig verstandene und geübte Frömmigkeit und sein Aufstieg zum geistigen Heilsort, und zwar in einer uns gemässen Sprache und Formulierung, unter gewissenhafter, ehrlicher Berücksichtigung heutiger Erkenntnisse. «Das Letzte, was der Mensch überhaupt noch festzustellen vermag von seinem menschlichen Standpunkt aus, ist ein über alle Grössen und Rangordnungen hinausgreifendes Unermessliches wie auch ein über alle Wert- und Sinngebung hinausgreifendes Wert- und Sinnerhabenes.» Solche Bescheidung ist wohltuend und wirksamer als weitgetriebene Behauptungen aller Art.

A. V.

(Fortsetzung von Seite 2)

— Mein Mantel! Wo ist er? — kam ihm plötzlich in den Sinn. — Ach so, ich habe ihn im Auto vergessen.

Er ging den Berg hinauf, kam etwas ausser Atem, nahm seinen Panamahut ab, trocknete den Schweiss, ging weiter und schlug mit dem Spazierstock auf das Gras, das sich glitzernd auf die Erde legte. Am Himmel erschienen Fallschirme.

— Bin ich das letzte Mal hier gestanden? Ja, hier. Er blieb stehen und schaute nach den Fallschirmen. Einer, zwei, drei, vier und dann noch einer und noch ... Was ist das? Eine Muschel? Wie sie mit Sonne gefüllt sind! Hoch sind sie. Aber man sagt, dass die Angst vor der Höhe schwindet. Ah, da ist er, der «Gestreifte!» Lächerlich! Ein gestreifter Fallschirm!

Der Professor sah sich um. Unten stand das kleine, längliche, an eine Kapsel erinnernde blaue Automobil. Alles war so merkwürdig, wie ein Traum: der Himmel, der Frühling, das Schwimmen der Fallschirme in der Luft. Der alte Mann fühlte Traurigkeit und Zärtlichkeit und sah, wie durch die Spalten seines Panamahutes die Sonne zu ihm durchdrang. So stand er ziemlich lange.

Als er heimkehrte, war Natascha nicht da. Er setzte sich aufs Sofa in der Pose eines Menschen, der im Begriff ist, aufzustehen, und sass so eine Stunde lang. Dann stand er tatsächlich auf, liess dabei den Aschenbecher fallen und ging zum Telefon. Und richtig, in dieser Sekunde läutete das Telefon. Der Professor wusste ganz genau, was man ihm sagen werde, er wusste nur nicht, was für eine Adresse man ihm angeben werde.

— Ich rege mich ja gar nicht auf. Wer hat Ihnen gesagt, dass ich mich aufrege?

Nach zehn Minuten sehr schneller Fahrt durch die Strassen schlüpfte der alte Mann in einen steifen weissen Mantel und schritt über einen langen Parkettboden.

Er machte die verglaste Türe auf und erblickte das lachende Gesicht seiner Tochter — auf einem Kissen. Dann hörte er sagen: «Nichts Schlimmes.» Das sagte der junge Mann, der am Kopfende des Bettes stand. Auch er hatte den gleichen weissen Mantel an.

— Unrichtig auf den Boden angekommen.

Sie hatte sich den Fuss verletzt. Alles war merkwürdig. Anstatt über den Unfall zu sprechen, sagte man, dass der Professor dem Schriftsteller Maxim Gorki gleiche, nur sei Gorki hoch von Wuchs und der Professor klein. Alle drei, auch eine Frau in weissem Kittel lachten.

Hast du es wirklich gewusst?» — fragte Natascha.

— Freilich wusste ich es. Ich kam jeden Tag hin, stand in der Wiese wie ein Narr und schaute.

Erst jetzt weinte der alte Mann. Auch Natascha musste weinen. — Warum regst du mich auf? Ich darf mich nicht aufregen!

Sie legte Vaters Hand unter ihre Wange und weinte immer mehr.

— Ich dachte, du würdest mir nicht erlauben zu springen.

— Aber du — sagte der Professor — hast mich betrogen, sagtest, dass du zu einem Stelldichein gehst. Wie dumm! Wie ein Narr stand ich im Gras ... stand und wartete, wann sich der «Gestreifte» öffnen werde ...

— Ich sprang nicht mit dem gestreiften, mit dem springt Stein! — Stein?» fragte der alte Mann und wurde wieder böse. Welcher Stein?

— Ich bin Stein — sagte der junge Mann.

1936. (Aus dem Russischen übersetzt von N. Oe.)

Bücher

Myriam Orr: «Sie leben für den Frieden»
Humata-Verlag, Harold S. Blume, Bern,
Freiburg i. Br., Salzburg 1960, 123 Seiten.

Die Verfasserin, Tschechin von Geburt, durch Heirat Italienerin, ist als Psychologin tätig und hat sich vornehmlich durch ihr Buch «Le test de Rorschach et l'Image maternelle, Paris» bekannt gemacht. Vor einigen Jahren hat sie China bereist und einen Rorschach-Kurs an der Academie Sinica gegeben. Ein amerikanisches Institut betraute sie auch mit der Aufgabe, in Indien an der dortigen Bevölkerung Untersuchungen mit dem Rorschach-Test durchzuführen. Auf diese Weise hatte sie Gelegenheit, Persönlichkeit kennenzulernen, die es als Aufgabe ihres Lebens ansahen, den Kampf gegen Armut, Hunger und Krankheiten zu führen und sich für die Sache des Friedens zu opfern.

Pazifistin durch und durch, hat Frau Orr es unternommen, die Kenntnis von diesen neuzeitlichen Aposteln des Friedens zu verbreiten und ihr Buch schildert deren Lebensweg. Es sind dies: Danilo Dolci — der Italiener, Rewi Alley — der Neuseeländer, Josué de Castro — der Brasilianer, Kuo-Jo-jo, der Chinese, Lord Boyd Orr — der Schotte, Abbé Pierre — der Franzose, Swani Sivanenda — der Inder. Auf diese Weise ist zwischen den Bemühungen dieser grossen Gestalten ein weiter Bogen gespannt. Mit Erschütterung und doch mit innerer Genugtuung liest man von den persönlichen Opfern, die diese Vertreter des humanitären Geistes imstande waren in Sachen des Friedens zu bringen.

Die Einführung der Verfasserin zu ihrem Buch ist für den Psychologen äusserst interessant. Sie schildert dort, wie sie bereits in ihrer Kindheit auf die Grenzen des Landes, die die Völker voneinander trennen, aufmerksam wurde und nicht begreifen konnte, warum sie bestehen, wo sie doch die Menschen auseinanderbringen, anstatt zusammenzuführen. Ebenso war es mit der Erkenntnis der Unterschiede zwischen Arm und Reich — auch hier ein Trennungsfaktor der Menschen — und mit den seelischen Grenzen zwischen Gut und Böse. Dieser Bericht beweist, wie schon den Kindern ein tiefes soziales Empfinden eigen ist und die Aufgabe der Pädagogik sollte es sein, solche Empfindungen weiter zu entwickeln — zum Wohle der Gemeinschaft.

Dem Buch von Frau Orr, von hoher Warte der Humanität geschrieben, das den Unbekannten, die für den Frieden wirken und leben, gewidmet ist, wäre eine starke Beachtung, auch seitens der Erzieher, zu wünschen.

Franziska Baumgarten

Die christliche Verlagsanstalt Konstanz hat es unternommen, eine reizende Serie von Kleinbüchlein (Fr. 2.20 pro Bändchen) für Kinder im Alter von 4 bis 8 Jahren herauszugeben: Biblische Erzählungen für die Kinder. Das ist die Weihnachtsgeschichte, die faszinierende Erzählung der Weisen aus dem Morgenland, der gute Hirte und der verlorene Sohn. 15 ganzseitige Bilder und eine Anzahl Zeichnungen illustrieren den einfachen Text. Kinder, die immer wieder «wahre Geschichten» verlangen, werden von diesen Bändchen begeistert sein.

An den eigenen Tod kann man ruhig denken, an das Scheiden eines lieben Menschen nur mit Widerstreben, fast mit Groll. Es ist, als sterbe dabei in uns unter Schmerzen alles ab, was von dem anderen im Lauf der Jahre in uns übergegangen ist. Der Schmerz wird verstärkt weil wir, ohne uns darüber klar zu sein, dabei immer an uns selber denken, an das, was wir verlieren, was wir künftig entbehren müssen.

Jakob Bokshart

Die Frau in der Kunst

Regina Ullmann †

W.- Im Kreise ihrer nahen Verwandten in Feldkirchen in Oberbayern, wo Regina Ullmann sich zuletzt aufhielt, ist die bedeutende Dichterin am 6. Januar im Alter von 76 Jahren gestorben. Regina Ullmann wurde am 14. Dezember 1884 als Tochter eines in der Textilindustrie tätigen Vorarlbergers in St. Gallen geboren. St. Gallen, wo sie die Schulen besuchte, ist denn auch ihre Heimatstadt geworden. 1954, anlässlich ihres 70 Geburtstages, hat sie die Dichterin durch Ueberreichung ihres ersten Kulturpreises geehrt. Ehrung hat sie auch seitens der Schweizerischen Schillerstiftung und der Goethestiftung erfahren.

Regina Ullmann, die ihren Vater im frühen Kindesalter durch den Tod verloren hatte, zog nach Abschluss der Sekundarschule in St. Gallen mit ihrer Mutter nach Bayern. München nahm sie auf, die Stadt, in der ihrem lebendigen Geist, ihrer künstlerischen Begabung viel Anregung und Förderung zuteil wurde. Sie schrieb sich als Hörerin für die Vorlesungen an der Universität ein. Sie arbeitete in der Nationalbibliothek. Sie ist dort Rilke begegnet, der sie uneigennützig stark gefördert hat, ferner dem Dichter Hans Carossa, der Schriftstellerin Ina Seidel, Albert Steffen und Max Picard.

Nach dem Umbruch in Deutschland siedelte sie nach Oesterreich und vorübergehend nach Italien über, um aber in der Folge endgültig in ihre Heimatstadt St. Gallen zurückzukehren.

Die Dichterin, eine grosse Einzelgängerin in der Landschaft zeitgenössischen literarischen Schaffens, hat Gartenbau und Wachsgiessen als berufliche Tätigkeit erlernt; daneben hat sie langsam, bedachtvoll, sie tief in den Belangen der Gehalte, wie in der Form und Sprache auslotend, feilend — ihre Bücher geschrieben: «Von der Erde des Lebens», Dichtungen in Prosa, 1910, mit einem Geleitwort von R. M. Rilke, «Die Feldpredigt», dramatische Dichtung, 1915, Gedichte, 1919, «Die Landstrasse», 1921, «Die Barockkirche», 1925, Vier Erzählungen, 1930, «Vom Brot der Stillen», 1932, «Der Apfel in der Kirche», 1934, «Der Engelskranz», 1942, «Madonna auf Glas», 1944, Erinnerungen an Rilke, 1945, mit Briefen des Dichters und mit der zu Ehren der Dichterin in Genf gehaltenen Ansprache Prof. Carl J. Burckhardts.

An dieser Stelle haben wir vergangenen Jahres, als die Dichterin 75 Jahre alt geworden war, auf die im Verlag Benziger, Zürich-Einsiedeln, auf diesen Zeitpunkt hin angekündigte zweibändige Gesamtausgabe der Werke von Regina Ullmann hingewiesen. Von Ellen Delp, zu deren 1952 im Verlag Karl Alber, München, erschienenem Buch «Vergeltung durch Engel» Regina Ullmann das Vorwort schrieb, wird im gleichen Verlag eine bebilderte Biographie über Regina Ullmann erscheinen.

Erwachen

Ich lag in dir noch unverzweigt,
du tiefer Felsen einer Nacht;
so kalt wie Stein und trostesarm.

Da fühlt ich plötzlich, wie der Tag
sich an dem Sein im Licht verfing
und liebewarm und flammenhaft
sich an die kleinsten Dinge hing.

Da war ich wach.
Doch war mir noch ein Silberklang,
der sich an einem Zimbal schlug,
erhörbar,
und meines Engels Morgengang.

Regina Ullmann

Aus «Sonnenringe», Schweizer Lyrikerinnen. Eine kleine Anthologie, Fretz und Wasmuth, Zürich

---

Die halbpersische Tänzerin Régine Ohann, nach Paris und Zürich, wo sie im Stadttheater als Solistin beschäftigt war, nun nach Bern engagiert, wird im dortigen Stadttheater in Prokofieffs Ballett «Der verlorene Sohn» die weibliche Hauptrolle kreieren.

*

Im Zürcher Schauspielhaus spielt nach der «Klugen Närrin» von Lope de Vega Hilde Mikulicz auch noch die Adelheid von Walldorf in Goethes «Goetz von Berlichingen». — Im gleichen Hause verkörpert dann Maria Becker die Dame in Strindbergs «Nach Damaskus», eine der Glanzrollen ihrer Mutter Maria Fein.

*

Flavia Schnyder, deren Theatertätigkeit am Stadttheater St. Gallen und später in Zürich viel Beifall fand, ist nun als Sprecherin an das Deutschschweizer Fernsehen gekommen.

*

«Kennen Sie die Milchstrasse?» von Karl Wittlinger, ist eigentlich ein frauenloses Zweimännerstück. In der Inszenierung des Autors am Hechtplatztheater Zürich ist aber eine Krankenschwester eingefügt, die zugleich als — Souffleuse amtet. Regine Brandt, die Tochter des unvergesslichen St.-Galler Schauspielers Johannes Steiner, selber früher in St. Gallen als Darstellerin sehr beliebt, und dann beim Cabaret Rüeblisaft und anderen Kleinkunstbühnen erfolgreich, hatte diese Rolle der weissbeschürzten Schwester inne.

*

Bei der Jubiläums-Vorstellung zum 20jährigen Bestehen des Zürcher Rudolf-Bernhard-Theaters durfte es besonders gefallen, dass der Direktor, der auch sein erster Darsteller ist, mehrmals in herzlichster Weise von seiner Gattin sprach, der Schauspielerin Lisa Lienbach, mit der er dann im Rahmen der ‚musikalischen Albumblätter' «Ein Basler in Zürich», den mit ihr schon 1930 gespielten Sketch «Wie war doch gleich der Name?» gab. Dinah Hinz, die Tochter des auch in Zürich häufig tätigen Schauspieler-Ehepaares Ehmi Bessel und Werner Hinz, gefiel ganz ausserordentlich in der schwierigen Rolle eines durch echte Liebe klug gewordenen ‚dummen' Mädchens in Lope de Vegas «Die kluge Närrin» im Schauspielhaus. Die 1. Operettensängerin des Zürcher Stadttheaters: Jacqueline Bügler, verlässt die Stätte ihres langjährigen Wirkens und wird im gleichen Fach in Mainz tätig sein.

*

Das Leben Helen Kellers wurde 1957 von dem amerikanischen Schriftsteller William Gibson dramatisiert. Das Werk, gegenwärtig auf dem Spielplan des israelischen Nationaltheaters Habima in Tel Aviv, wird beim 8. Festival des Théâtre des Nations in Paris als «The Miracle Worker» (Der Zauberer) vom New Yorker «Théâtre Guild» gezeigt werden.

M.

Wie wir der Schweizerischen Musikzeitung (Red. Dr. Willi Schuh, Verlag Hug, Zürich) entnehmen, können Gesuche um Stipendien von fortgeschrittenen Musikstudierenden zur Ermöglichung des Abschlusses ihrer künstlerischen Ausbildung an den Präsidenten des Stiftungsrates, Alfred Von der Mühll, Langegasse 84, Basel, bis spätestens am 28. Februar geschickt werden. Die Gesuche müssen begleitet sein von Zeugnissen aus den letzten Schuljahren, einem kurzen, selbst geschriebenen Lebenslauf mit Angaben über Bildungsgang und finanzielle Verhältnisse und Attesten über die musikalische Befähigung. Die Bewerber haben sich als Schweizer Bürger auszuweisen.

Derselben Zeitschrift entnehmen wir in Ergänzung zu unserer in der letzten Nummer erfolgten Ankündigung des 3. Internationalen Wettbewerbs für Komponistinnen noch folgende, für allfällige Teilnehmerinnen wichtige Angaben:

Kat. 1: Symphonisches Werk (evtl. mit Solisten, aber ohne Chor) Preis DM 2000.—. Kat. 2: Kammermusikwerk für ein oder mehrere Instrumente. Preis: DM 1000.—. Kat. 3: Vokalwerk für eine oder mehrere Solostimmen oder Kammerchor a capella oder mit Instrumenten. Preis: DM 1000.—. Die preisgekrönten Werke werden in öffentlichen Konzerten in Mannheim am 27., 28. und 29. September 1961 aufgeführt. Ein Teil derselben wird vom Rundfunk übertragen. Einsendetermin: bis 15. März 1961. Prospekte: Gedok-Studio, Liebfrauenstrasse 19, Mannheim-Freudenheim, Deutschland.

Die Schweizer Sopranistin Eva Maria Rogner (Staatsoper München) debütierte an der Staatsoper Wien als Königin der Nacht in Mozarts «Zauberflöte».

Gemälde von Gertrud Schaertlin-Regli

Stark beachtet wird gegenwärtig in der Bundesstadt eine Ausstellung abstrakter Werke der Berner Malerin Gertrud Schaertlin-Regli, Muri (die Galerie Auriga beherbergt die Schau, welche bis zum 28. Januar dauert).

Was Gertrud Schaertlin in ihren Kompositionen aussagt, hat seelische Dichte. Eine reiche, ursprüngliche und streng gesetzmässige Farben- und Formensprache steht ihr dabei zu Gebote.

Malen bedeutet für diese Künstlerin, den Weg von aussen nach innen zu gehen. Eine Aufzeichnung der Malerin umreisst diesen Grundzug ihres Schaffens: «Ich bin durchs Bernerland gewandert. Ueber den fernen Hügel, hin zu den alten Bauernhäusern führt ein kleines, bescheidenes Strässchen. Sanft gebogen ruht seine Linie über der Erde. Ich halte den Atem an, um diese Bewegung ganz in mich aufzunehmen. Nun lebt die Linie des Strässchens, losgelöst vom Zufälligen, in meiner Seele und wird eines Tages als stille, zärtliche Bewegung in einem meiner Bilder auferstehen.» *g. st.-m.*

Film

Die Schweizer Filmschauspielerin Liselotte Pulver spielt im Film «Das Spukschloss im Spessart» von Kurt Hoffmann (Constantin-Film, Première im Cinéma «Orient», Zürich) die verschuldete Schlossherrin Charlotte, um die herum die fünf Gespenster, die seinerzeit ins Gemäuer des Wirtshauses im Spessart (Hauff/Hoffmann) gebannt wurden, ihr Unwesen treiben. «Für sie tun wir alles», singen die vier Kerle und die zu ihnen gehörende Komplizin, d. h. eben für — Charlotte. Ueber Liselotte Pulver sprechen sich Mitschaffende sehr lobend aus: Ein lieber Kamerad, gutgelaunt, positiv eingestellt. Wörtlich: «Schon nach kurzem Gespräch merkt man, dass man einer sehr bewussten, überaus intelligenten Frau gegenübersteht, die sehr wohl weiss, was sie will, und die keiner geistigen Auseinandersetzung aus dem Wege geht. Sie weiss in politischen und wirtschaftlichen Fragen genau so mitzureden wie bei der Diskussion um künstlerische Probleme. Ihre fern von allem Intellektualismus liegende Intelligenz, ihre natürliche Herzlichkeit und ihre selbstbewusste Fraulichkeit dürften auch das Geheimnis ihres Erfolges sein.»

«Das Spukschloss im Spessart» ist Liselotte Pulvers 30. Film, in dem sie mitspielt. Demnächst wird sie in «Gustav Adolfs Page» nach C. F. Meyers Novelle im Zusammenspiel mit Curd Jürgens auf der Leinwand erscheinen.

Im oben erwähnten Spukfilm (von den Produzenten «Grusical» bezeichnet, ein «grusiges» Wort! Red.) ist auch die deutsche Kabarettistin Hanne Wieder beschäftigt, seit 1956 Mitglied des Trude-Kolmans'schen Theaters «Die kleine Freiheit», eine hochbegabte Schauspielerin, der man in ähnlichen Rollen wie in jener des tollen Schlossgespensts wieder begegnen möchte.

*

Der Farbenfilm «Frauen im helvetischen Mosaik», Produktion Turicia-Film, Zürich, Produzentin: Berta Hackl-Schweizer, Zürich, wurde von der Interna Film AG als Verleiherin auf Grund entsprechender Nachfrage bis Ende 1960 in über 80 schweizerischen Lichtspieltheatern als alle Besucher interessierender Streifen dokumentarischer Art gezeigt; weitere 20 Cinémas werden den Film, der, wie wir wissen, in Schweden preisgekrönt wurde, in der nächsten Zeit vorführen. **w.**

Fernsehen

Als redaktionelle Mitarbeiterin, Reporterin und Programmgestalterin des beliebten Freitagmagazins des Schweizerischen Fernsehens zeichnet neu die über nordamerikanische Televisions-Studios, Universitäten und via Regieassistenz im Zürcher Schauspielhaus an diesen Posten berufene Fräulein *Dr. Elettra Curetti.*

Frauen in ihren Berufen

Die Psychiatrie-Schwester

(BSF) Die Situation des seelisch und geistig kranken Menschen hat sich bekanntlich heute gegenüber früher sehr positiv verändert, haben doch die modernen ärztlichen Behandlungsmethoden gezeigt, dass auch in Fällen, die einst als aussichtslos galten, Heilung und Besserung gebracht werden kann. Entsprechend hat sich auch die Aufgabe der Pflegerin des Kranken wesentlich erweitert und differenziert. Aus der ehemaligen Wärterin, deren Rolle sich in der blossen Bewachung erschöpfte, ist die aktive Mitarbeiterin des Arztes, die Stütze und Hilfe des Patienten, kurzum: die Psychiatrie-Schwester im heutigen Sinne geworden. Ihr kommt es zu, unter ärztlicher Anleitung den Pflegling körperlich-seelisch zu betreuen und nach Möglichkeit den menschlichen Kontakt mit ihr aufrechtzuerhalten.

Wer ist zu diesem verantwortungsvollen, aber auch schönen, sinnvollen Frauenberuf geeignet? Nur Mädchen, die besonderes Interesse und Liebe für psychisch Leidende besitzen, Mädchen, deren Berufung es ist, zu helfen und fremde Nöte zu lindern. Um ihrer Aufgabe gewachsen zu sein, muss die Schwester für Gemüts- und Nervenkranke eine gute körperliche und geistige Gesundheit mitbringen; ferner sind Charakterfestigkeit, Einfühlungsvermögen, ein ausgeglichenes, freundliches Wesen, Geduld, Beobachtungsgabe, Takt und Verschwiegenheit Kennzeichen einer guten Pflegerin.

Der Schwesternberuf ist ein sogenannter Spätberuf; die Lehre kann erst mit 19 Jahren begonnen werden. Die vorangehende Wartezeit sollte daher zweckmässig ausgefüllt werden. Eine gute Allgemeinbildung, Sprachkenntnisse, Uebung in allen vorkommenden Hausarbeiten, ein längeres Praktikum als Spitalhilfe in einem allgemeinen Krankenhaus werden der künftigen Schwester sehr zustatten kommen. Auch eine gewerbliche oder kunstgewerbliche Ausbildung ist wertvoll für sie, da die Beschäftigungstherapie in der Behandlung der Gemüts- und Nervenkranken heute eine grosse Rolle spielt.

Die Ausbildung der Psychiatrie-Schwester erfolgt in einem dreijährigen, theoretischen und praktischen Lehrgang an den von der Schulkommission der Schweiz. Gesellschaft für Psychiatrie anerkannten Heilanstalten. Sie richtet sich nach einem von der erwähnten Gesellschaft vorgesehenen Lehrplan und wird am Ende durch ein Diplom abgeschlossen, dem das Schweizer Rote Kreuz seine Anerkennung verleiht.

Ausbildungskosten hat die Lernpflegerin ausser der Examen- und Diplomgebühr keine zu tragen. Sie erhält im Gegenteil neben Kost und Logis von Anbeginn einen angemessenen Lohn, der sie finanziell unabhängig macht. Die diplomierte Schwester darf ihrerseits mit einem Mindestnettogehalt von zirka 350 Fr. rechnen, das aber je nach Kanton und Anstalt sowie nach der praktischen Funktion der Schwester gegen oben stark variieren kann.

Die Arbeitsmöglichkeiten der ausgebildeten Psychiatrie-Schwester sind vielfältig: Es stehen ihr die kantonalen Heilanstalten wie die kleineren privaten Nervensanatorien offen. Ferner kann sie, wenn sie gerne alleinige Verantwortung trägt, Privatpflegen übernehmen. Da gut ausgebildetes Pflegepersonal gesucht ist, sind ihre Berufsaussichten sehr günstig. Auch an Möglichkeiten zur Weiterbildung fehlt es ihr nicht. Die Schweiz. Gesellschaft für Psychiatrie und die Berufsverbände organisieren teils selbständig, teils gemeinsam Fortbildungskurse, durch die die Schwester ihre Kenntnisse erweitern und vertiefen kann.

Erkennt die Psychiatrie-Schwester über das rein technische Wissen und Können hinaus das Menschliche ihrer Aufgabe und weiss sie dieses zu pflegen, wird sie in ihrem Beruf sehr viel Befriedigung und eine wertvolle Bereicherung ihrer Persönlichkeit erfahren.

Das Fürsorgegespräch

SGG Dieses Thema wurde im Rahmen eines seiner Zeit in Luzern abgehaltenen Fortbildungskurses in Sozialarbeit von Gusti Kaufmann, Fürsorgerin, Zug, behandelt. Ihren Aeusserungen, die einer der Nummern der Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit veröffentlicht worden sind, sei folgendes entnommen:

Gesprächsführung spielt in vielen Berufen eine wichtige Rolle. Sie ist immer abhängig vom Ziel, das man damit verfolgt, und von der Haltung, die man dem Gesprächspartner gegenüber einnimmt. Das Ziel der sozialen Arbeit besteht heute vor allem darin, dass man dem Menschen zur Mobilisierung seiner eigenen physischen und psychischen Kräfte hilft, um damit eine bessere Anpassung an seine Umwelt oder Teile derselben zu erreichen. Dabei muss man immer vom einzelnen ausgehen und aus der Kenntnis seiner Eigenart, seiner besonderen Situation und seiner Einstellung dazu gemeinsam den Weg der Hilfe suchen. Zu diesen Kenntnissen gelangen wir nur, wenn eine Basis gegenseitigen Vertrauens geschaffen wird, das, was positive Beziehung genannt wird. Sie ist das Ziel unserer Gesprächsführung und wurzelt in der Haltung des Sozialarbeiters gegenüber dem Hilfsbedürftigen, einer Haltung des Wohlwollens und des Respektes gegenüber dem Mitmenschen. Als Folgerungen dieser Haltung ergibt sich für den Sozialarbeiter: 1. Er interessiert sich für den Klienten in seiner Einmaligkeit. Der Sozialarbeiter wird zum Zuhörer, der bewusst den Klienten seine Empfindungen und Gefühle äussern lässt, welcher Art sie auch seien. 2. Der Sozialarbeiter anerkennt das Recht des Klienten, seine eigene Meinung zu haben, sie zu äussern und nach derselben zu handeln, das heisst das Recht auf selbständige Entscheidung. Der Klient ist also nicht verpflichtet, dem Sozialarbeiter zu gehorchen wie seinem Arbeitgeber in allem, was die Arbeit betrifft, oder wie das Kind seinen Eltern. Die Selbstentscheidung des Klienten hat ihre Grenzen vor allem in den persönlichen Fähigkeiten eines Klienten, eine Sache zu beurteilen. 3. Der Sozialarbeiter nimmt den Klienten, so wie er ist, nicht wie er sein sollte, das heisst, er akzeptiert ihn und erwartet von ihm nicht, was er nicht leisten kann oder noch nicht leisten kann, so wenig man von einem Säugling erwartet, dass er herumspringt. 4. Der Sozialarbeiter verurteilt nicht, weder mit Worten noch in Gedanken, das heisst er versucht nicht, festzustellen, wie weit der Klient für das Entstehen der Situation eine persönliche Verantwortung trägt, sondern versucht, zu helfen, so wie der Arzt bei einem Verkehrsunfall hilft, auch wenn der Verunglückte den Unfall durch falsches Fahren verursacht hat. Im Gespräch sollte es dem Klienten wohl sein, aber auch dem Sozialarbeiter selbst. Es ist wichtig, den Klienten erzählen zu lassen, selbst wenn man zahlreiche Angaben schon von anderer Seite erhalten hat. Es soll im allgemeinen auch nur das Erzählen von neueren Erlebnissen gefördert werden, da weiter zurückliegende unter Umständen im Klienten selbst eine neue Problematik aufwerfen, mit der fertig zu werden er nicht die Kraft und der Sozialarbeiter eventuell weder die Zeit noch die nötige Erfahrung hat. In jedem Gespräch, besonders aber bei Menschen, die gehemmt sind und von sich aus kaum sprechen, und solchen, die sehr viel, aber alles durcheinander reden, wird der Sozialarbeiter Fragen stellen müssen. Oft spüren wir, dass den Klienten noch etwas drückt, und versuchen, ihm mit Fragen ein Geständnis zu erleichtern. Solche Geständnisse werden entlasten, wenn es sich um erstmalige Geständnisse handelt und der Mensch erlebt, dass man auch so etwas sagen kann und deswegen nicht weniger geschätzt wird. Sie werden belasten, wenn der Klient weg geht mit dem Gefühl, man habe etwas aus ihm herausgelockt, das er nicht sagen wollte. — Mit dem Vorstehenden sind einige der gebräuchlichsten «Gesprächstechniken» aufgezählt, zu denen noch sehr viele andere kommen. Sinnvoll werden sie alle nur, wenn sie in bezug auf eine Gesamtsituation gesehen und eigentlich erlebt werden und dann Ausfluss sind unseres unerschütterlichen Respektes und Wohlwollens gegenüber dem Klienten, um die wir während unseres ganzen Lebens ringen müssen.

Zum Lachen oder – zum Nachdenken!

Der bitter-gallig humorvolle «Splitterer», ein Bundeshaus-Korrespondent, der jeweilen in der Samstag/Sonntag-Nummer der «Nationalzeitung», Basel, das Geschehen im Bundeshaus und in der Bundesstadt glossiert, am Schluss seiner letzten «Splitter»-Folge:

«Es geht nicht nur in Bern manchmal etwas langsam.

Steht nicht schon im Corpus iuris, das mehr als seinen 60. Geburtstag feiert, zu lesen, dass, wenn in einem Gesetzestext nur vom männlichen Geschlecht die Rede sei, er doch meist — und sicher in den wichtigen, grundlegenden Fragen — auf beide Geschlechter Bezug habe?

Dies an der Schwelle des neuen Jahres allen den Frauen, die noch immer aufs Stimmrecht warten, weil sich's aus dem Corpus iuris noch nicht ganz herumgesprochen hat, zum Trost.

Es kommt schon!»

Buchbesprechung

«Autosuggestive Krankheitsbekämpfung»
Fritz Lambert. Benno Schwabe & Co., Basel/Stuttgart

Diese Anleitung zum Gesundwerden mag manchem Leidenden eine Hilfe werden. Die Lehre, die hier erteilt wird, ist von Emil Coué (1857 bis 1926) ausgearbeitet und angewandt worden. Sie beruht auf der Erkenntnis, dass Gedanken, vielleicht ist es richtiger zu sagen: Vorstellungen und Glaube an diese Vorstellungen, eine grosse Macht darstellen und entscheidenden Einfluss auf unser Leben ausüben. Wer seine Phantasie, die im Unbewussten wirkt, anzuregen vermag, wird «seine Wunder erleben». Es genügt also, die Möglichkeiten zur Wirklichkeit werden zu lassen. Wie dies am einfachsten geschieht, wird in diesem Buch unkompliziert dargestellt. Was der Leidende vor allem lernen muss, ist: seinen Willen ausschalten und sich vertrauend der guten Kraft in sich selbst hingeben, alle «bösen» Gedanken verscheuchen, alles Traurige meiden und zuversichtlich glauben, dass alles «Tag für Tag immer besser und besser» wird. Dieser Glaube wird nicht ein jeder so ohne weiteres aufbringen, wenn er überhaupt noch Interesse für das Weltgeschehen hat. Und wo bleibt das Mitgefühl mit andern, das doch die beste menschliche Eigenschaft ist, wo der Opferwille, für etwas Wertvolles zu leiden? **A. V.**

Schweizer Sammlungsergebnis für das Weltflüchtlingsjahr

Das Schweizerische Aktionskomitee für das Weltflüchtlingsjahr teilt mit: In der Schweiz haben die im Rahmen des Weltflüchtlingsjahres aufgebrachten Mittel per 31. Dezember 1960 den erfreulich hohen Betrag von netto Fr. 8 157 238.— ergeben. Wie das von Prof. Dr. Carl Ludwig, Basel, präsidierte Schweizerische Komitee für das Weltflüchtlingsjahr hiezu bekanntgab, sind in dieser Summe Fr. 775 000.— zusätzliche Sammelerträgnisse der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe und der Schweizer Auslandhilfe sowie ein Betrag von Fr. 322 475.— der Glückskette von Radio Lausanne enthalten. Darüber hinaus sind vor allem die Erträgnisse der Spezialaktionen bemerkenswert, von welchen der Bazar des «Comité des Journées Genevoise du Réfugie» und die Anteile der der Schweizer Auslandhilfe angeschlossenen Hilfswerke je 1,1 Millionen Franken erbracht haben. Weitere Beiträge in der Höhe von total 1,83 Millionen Franken sind von den Kantonalkomitees Zürich (Fr. 720 000.—), Bern (Fr. 600 000.—), St. Gallen (Fr. 260 000.—), Neuenburg (Fr. 100 000.—) und Aargau (Fr. 90 000.—) aufgebracht worden; die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Jugendorganisationen des Kantons Luzern steuerte Fr. 60 045.— bei. Diese Aktionen sind teilweise noch nicht abgeschlossen, ihr Ertrag wird sich zudem um denjenigen der geplanten waadtländischen und Basler Aktion vermehren. Schliesslich sind neben der eigenen Sammlung des Schweizerischen Aktionskomitees für das Weltflüchtlingsjahr, die bis jetzt rund Fr. 400 000.— eingebracht hat, noch eine Anzahl weiterer Spenden zum Teil von privater Seite im Gesamtbetrag von Fr. 583 400.— zu nennen, worunter Fr. 88 000.— vom Bund Schweizerischer Frauenvereine. Eingeschlossen in die erwähnten 8,1 Millionen Franken sind 1,91 Millionen Franken Bundesbeiträge.

Das Sammlungsergebnis ermöglichte es, Flüchtlingen in verschiedenen Ländern in ihren Aufbaubestrebungen beizustehen. In diesem Sinne wurden 3,1 Millionen Franken zugunsten von Flüchtlingen in Oesterreich verwendet, 1,89 Millionen Franken für solche in Nordafrika, 1 Million Franken in der Schweiz, 0,8 Millionen Franken in Griechenland und 1,2 Millionen Franken in verschiedenen Ländern. Zusammen mit den alljährlich im Durchschnitt von Schweizer Seite gespendeten Beiträgen von 8 Millionen Franken für die Flüchtlingshilfe ergibt das Erträgnis des Weltflüchtlingsjahres eine Gesamtaufwendung von seiten der Schweiz in der Höhe von 16 Millionen Franken, wovon rund 6,5 Millionen Franken aus Bundesmitteln stammen.

Was uns zu denken gibt

Das gefährliche Gemeinschaftshandtuch

«An allen Stellen, an denen sich eine Einrichtung zum Händewaschen befindet, die dem Publikum zugängig ist, ist das Gemeinschaftshandtuch verboten!» besagt eine Verordnung der Gesundheitsbehörde in den USA. Auch im Haushalt gibt es das immer noch, obwohl man es schon nicht mehr als Gedankenlosigkeit bezeichnen kann, wenn in der Küche neben dem Ausgang ein Gemeinschaftshandtuch hängt, an dem sich alle Familienangehörigen nach dem Händewaschen abtrocknen: Es soll — eigentlich! — nur für die Hausfrau da sein. Es ist kaum glaublich, dass es noch Haushalte gibt, in denen sich morgens sämtliche Personen nach dem Waschen am gleichen Handtuch abtrocknen. Falsche Sparsamkeit? Der Grund ist nebensächlich. Aber die Auswirkung kann katastrophal sein.

Würden wir ein solches Gemeinschaftshandtuch unter die Lupe legen, wären wir erstaunt, was sich daran alles erkennen lässt. Eine Gesundheitsbehörde liess einmal ein sogenanntes Rollhandtuch, wie es in Gaststätten zu finden ist, testen. Bis zu 300 Besucher des Lokals, in dem es aufgehängt war, hatten sich daran die Hände abgetrocknet. Die mikroskopische Untersuchung ergab folgendes: Neben Tuberkuloseerregern fand man Typhusbakterien, dann Spirochäten der Weilschen Krankheit (Leber- und Milzschwellungen mit hohem Fieber und schweren Störungen des Allgemeinbefindens), Erreger der ansteckenden Gelbsucht, ferner Erreger ansteckender Hautkrankheiten (Ekzeme), Wurmeier und Krätzemilben sowie Erreger der spinalen Kinderlähmung, der Ruhr, des Paratyphus und der Grippe.

Selbstverständlich ist das in einem Haushalt nicht so schlimm. Aber auch hier ist ein Gemeinschaftshandtuch unhygienisch und gefährlich. Uebrigens: Besonders auf Reisen sollte man ein eigenes Handtuch mitnehmen, am besten eines aus Zellstoff, wie man es jetzt kaufen kann.

H. R.

Auf der von Dr. A. Haas redigierten Seite «Medizin - Hygiene» im «Tagesanzeiger»

*

Jedes vierte Kind noch nicht schulreif

Untersuchungen in Hamburg zeigten, dass jedes vierte Kind mit sechs Jahren heute noch nicht schulreif ist. Die Gruppe dieser Kinder ist von 7,5 Prozent im Jahr 1952 auf 18,6 Prozent im Jahre 1959 angewachsen. Die Gründe dafür werden in der zunehmenden Berufstätigkeit der Mütter, im Mangel an richtigen Spielmöglichkeiten und in der Mechanisierung der Umwelt des Kindes angesehen.

Dem deutschen Verbandsorgan «Frau und Beruf» entnommen.

*

Jeder zehnte neurotisch

Jeder zehnte Bewohner Westeuropas und Amerikas leidet unter Neurose. Diese Feststellung enthält ein Bericht, den ein Sonderausschuss der Weltgesundheitsorganisation kürzlich herausgegeben hat.

Auch Wintertage bringen Freude und Gesundheit

Der moderne Mensch hat den Winter, der früher als sein Feind galt, zu seinem Freunde gemacht. Mit dieser Feststellung eröffnet der «Vita-Ratgeber» den Leitartikel über die winterliche Jahreszeit zu seinem neuesten Heft Nr. 115/Januar 1961, dem wir auch die nachfolgenden Ausführungen entnehmen. — Aus einer Zeit des kalten Ungemachs und der heulenden Schneewinde, ist in der heutigen Sicht ein Born gesunder Winterfreuden, dauernder Körperertüchtigung und herrlicher Landschaftsbilder geworden. Nicht Flucht vor der Kälte heisst heutzutage die Devise, sondern Schutz gegen die Kälte durch richtige Winterkleidung, Wintersport und zweckmässige Ernährung.

Richtige Winterkleidung

Freilich ist man auch früher den Unbilden des Winters nicht resigniert und tatenlos gegenübergestanden. Der Dichter Hesiod, der im 8. Jahrhundert v. Chr. in Griechenland lebte, riet seinen Zeitgenossen, eine warme Tunika anzuziehen, die bis zu den Füssen reiche, und darüber einen weichen Mantel. Die Füsse sollten mit festen Schuhen aus Ochsenleder und Fellbesatz geschützt und das Haupt mit einer Kappe bekleidet sein. Hesiods Rat gilt auch noch für unsere Zeit: richtige Winterkleidung ist erforderlich, um gesund zu bleiben. Dabei ist aber nicht die Anzahl der Kleidungsstücke, sondern vor allem ihr Material von Bedeutung. Luft ist bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter. Je mehr Lufträume also in einer Stoffart enthalten sind, desto wärmer hält sie. Daher bietet ein loser Wirkstoff den besseren Kälteschutz als ein eng gewobener Stoff. Natürlich variiert das Empfinden für Kälte zeitlich, individuell und von Land zu Land. Die heutigen Kanadier haben darüber eine sehr moderne und humorvolle Auffassung, indem sie sagen: «Wenn das Thermometer bei 20 Grad unter Null anfängt in die Höhe zu gehen, dann knöpfen wir unsere Westen auf!»

Das Geheimnis der weissen Zauberberge

«Nur ein Narr reist im Winter!» Das war die Antwort, die Jean Paul, der Dichter und Humorist, einem Freunde gab, der ihn vor anderthalb Jahrhunderten in seine winterliche Behausung einlud. Heute sprechen wir mehr von Wintervergnügen als von Winterkälte. Wenn wir die Anzeigen und Prospekte der Kurorte und Sportplätze betrachten, wenn wir die Wochenendzüge und Autokolonnen sehen, die Tausende und Abertausende zum winterlichen Sport ins Freie bringen, dann erkennen wir, wie sehr sich die Auffassung unserer Vorväter gewandelt hat.

Zwar lässt es sich auch heute nicht immer vermeiden, von einer winterlichen Grippe angesteckt zu werden. Aber wir haben es weitgehend in der Hand, die Folgen einer solchen Ansteckung, den hartnäckigen Husten oder die unangenehmen Ausscheidungen aus Stirn- und Kieferhöhle, durch eine Fahrt in die winterliche Höhe abzukürzen. Aber selbst wenn uns ein längerer Aufenthalt in heilsamen Schneeregionen versagt ist, wollen wir auch zu winterlicher Zeit an den sonntäglichen Spaziergängen und Wochenendausflügen festhalten. Dann bleiben unsere Hautatmung wie die Schweissabsonderung — diese wichtigen Teile unseres Stoffwechsels — auch ohne besondere Abhärtungsmassnahmen auf der Höhe.

Der «Vita-Ratgeber» schliesst seine Ausführungen mit einigen kurzen Bemerkungen über die

Ernährung im Winter

Es ist bekannt, dass die Eskimos in ihrer Nahrung viel Fett zu sich nehmen. Fett ist eben einer der besten und konzentriertesten Wärmestoffe in der Ernährung. Eine Einheit Fett liefert bei der chemischen Umwandlung im Körper doppelt so viele Wärmeeinheiten — Kalorien — wie eine Einheit Kohlenhydrate. Dieses Fett können wir nicht nur aus den Edelfetten, Butter und Rahm, sondern auch aus Nüssen und Tierfetten beziehen.

Anderseits mangeln in der Zeit, da wir, zu schwach bestrahlt, schon wenig Vitamin D über die Haut erhalten, im allgemeinen die Vegetabilien. Deshalb: kein Tag ohne einen Apfel, eine Orange, etwas Zitronensaft, einen Salat oder Aehnliches!

Frauen vermachen ihr Geld

Der Regierungsrat des Kantons Aargau hat zwei Vermächtnisse von Fräulein Elsa Reimann in Frick, die im April letzten Jahres gestorben ist, entgegengenommen. Sie betragen je 30 000 Franken und sind für die aargauische Blindenfürsorge und die aargauische Waisenfürsorge bestimmt.

Gesundheitspflege

Die böse Plage «Krampfadern»

Krampfadern sind Venenerweiterungen besonders im Bereiche der Unterschenkel, die zu grösseren Knotenbildungen führen und sich nicht selten in einzelnen Abschnitten so erweitern können, dass die verdickten Gefässröhren ganze Pakete bilden, die als schmerzhafte Knollen unter der Haut sichtbar sind. In der Krampfader erfolgt eine Rückstauung des Blutes, das nicht mit genügender Geschwindigkeit zum Herzen zurückgelangen kann. Die Venen sind nur schwachwandig angelegt und besitzen in grösseren Abständen sogenannte «Venenklappen», die Ventilen gleichen. Derartig schwache Venenwände geben dem Druck des Blutes von innen nach aussen nach und erweitern sich so weit, dass die Venenklappen nicht mehr dicht schliessen können. Wenn wir eben gehen, so wird bei jeder Muskelbewegung das Venenblut herzwärts gepresst, beim beständigen, beziehungsweise länger anhaltenden Stehen wie auch Sitzen auf einem Hocker aber begegnet der Rückfluss des Blutes um so grösseren Schwierigkeiten, als die Hauptvenen nicht durch Muskeln geschützt sind. Aus diesem Grund unterliegen Menschen, welche in ihrem Berufe viel stehen oder auch sitzen müssen, leicht Neigungen zu Krampfadern. Die Ursachen derselben liegt vielfach in einer Vererbung. Es kann sich auch um eine allgemeine Bindegewebeschwäche handeln oder um die Folge einer Herzschwäche. Hierbei ist das Herz nicht mehr imstande, das Blut mit genügender Kraft heraufzupumpen, und demzufolge kommt es zu einer Rückstauung des venösen Blutes in den Beinen. Da der auf den Venenwänden der Unterschenkel lastende Blutdruck am grössten ist und weil beim Stehen wie auch beim anhaltenden Sitzen die Mitwirkung der Muskulatur wegfällt, die beispielsweise beim Gehen durch ihre rhythmischen Zusammenziehungen die Venen leerdrückt und den Rücklauf des Blutes auf diese Weise wohltuend fördert, so kann es unweigerlich zur bösen Plage «Krampfadern» kommen. Krampfadern trifft man aber auch vielfach bei schwangeren Frauen an, bei denen im Becken ein Druck auf die aus den Beinen heraufführenden Gefässe ausgeübt wird, wie das bei der Schwangerschaft oft geschieht. Auch die chronische Stuhlverstopfung der sitzenden und stehenden Personen fördert die Krampfaderbildung beträchtlich. Ist die Schlaffheit der Venen aber ein «Familienerbstück», so sollte man rechtzeitig versuchen, geeignete Massnahmen zu ergreifen, um die Venenwände zu stärken. Mit zweckmässiger Gymnastik (die man bei kalten Füssen am Abend wie am Morgen nach dem Aufstehen durch Wippübungen auf dem weichen oder elektrischen Heizteppich vornehmen sollte), ganz behutsamen Streichmassagen von unten dem Herzen zu, Kaltwasseranwendungen, trocken bürsten, elastischen Binden wie auch ärztlich verordneten Gummistrümpfen kann man das Blut aus den oberflächlichen Adern in die tiefer gelegenen zu drängen trachten. Venenerweiterung, die allmählich zu Schlängelung und teilweise Ausbuchtung der befallenen Adern (Varizen) führt, sollte stets genau beobachtet und unter allen Umständen ärztlich begutachtet werden, da sie die Ursache mancher weiterer Beschwerden sein kann.

Am häufigsten findet man die Krampfadern an den unteren Gliedmassen. Durch den stark verlangsamten Blutstrom wird die Haut in ihrer Ernährung beeinträchtigt, es kann so zum Krampfadergeschwür kommen. Das in den Varizen gestaute Blut kann aber auch gerinnen, es bildet sich eine «Thrombose», und wenn diese sich entzündet, so ist eine «Thrombophlebitis» (eine Venenentzündung) entstanden. Werden Krampfadern vernachlässigt, so bilden sie sich immer mehr aus. Die Folgen derartiger Venenerweiterung sind Funktions- und Ernährungsstörungen in dem betreffenden Gebiete, teigige Schwellung, Verdickung, Verfärbung, Juckreiz, Geschwürbildung, die nicht selten eine langwierige spezialärztliche Behandlung erforderlich machen, ausserdem kann die Wand der Blutader so dünn werden, dass es zu einem Riss (Ruptur) kommt, zu einer oft lebensgefährlichen Blutung. Ferner können, wie schon erwähnt, die erweiterten Venen die Ursache für die Venenentzündung (Phlebitis) und Venenverstopfung (Thrombosis) abgeben. Leute mit Krampfadern fühlen eine beständige Schwere in den Beinen, sie sind rasch ermüdet und leiden viel unter Wadenkrämpfen. Auch unterlasse man es beim Sitzen, die Beine übereinanderzuschlagen, denn das begünstigt die Krampfaderbildung erheblich. Zur Verhütung derselben empfiehlt es sich, für eine geregelte, täglich mindestens einmalige Darmentleerung Sorge zu tragen, wobei man für eine naturgemässe Ernährungsform besorgt sei. Die Kost reichere man mit Zellulose an. Rohes, peinlich sauber gewaschenes Gemüse, feingeraffelte Salate mit viel roher Sellerie, Früchte, Fruchtsäfte mit Mandelmich vermischt (diese aber jeweils vor jedem Gebrauch frisch zubereiten aus Mandelpuree nach Vorschrift) gut eingespeichelt, schluckweise vor jeder Mahlzeit geniessen, Birchermüesli, viel Stärke in Form von Vollkornbrot tun gute Dienste. Reichlich Fett in Form von pflanzlich eiweisshaltigen Spitzenprodukten wie den vegetabilen, hochwertigen Fetten können eine geregelte Darmtätigkeit herbeiführen, auf die Leute mit Krampfadern unbedingt zur Erleichterung der Beschwerden und somit zugunsten ihres Wohlbefindens achten sollten. Die Füsse und die Beine bewege man viel, das «Auf-einem-Fleck-Stehen» vermeide man tunlichst. Die Beine sollte man des Nachts immer etwas hochgelagert ausruhen lassen. Viel Wechselfussbäder am Abend machen, damit der Blutkreislauf in ständiger Bewegung bleibt. Lederbesohlte Schuhe sind zu empfehlen, da man damit vortags gymnastische Uebungen, wie Wippbewegungen, Zehenstand, Seitwärtsrollen der Füsse machen kann. Elastische Binden, gut gewickelt, aber keineswegs zu fest, erweisen gute Dienste. Unter ärztlicher Anordnung werden bei Bettruhe Blutegel mit Erfolg angesetzt.

Dr. K.

Unsere Vorschau auf Veranstaltungen

8.—14. Januar: 10. Internationale Konferenz für Sozialarbeit in Rom.

16.—21. Januar: Bäuerinnenwoche im Heim Neukirch a. d. Thur (TG). Leitung Dr. Fritz Wartenweiler. Thema: Was tun wir gegen die geistige Verarmung.

21. Januar: Jahresversammlung der Schweiz. Vereinigung gegen die Poliomyelitis in Bern.

12. März: Delegiertenversammlung der Schweiz. Vereinigung der freisinnigen Frauengruppen in Luzern.

13.—31. März: 15. Sitzung des UNO-Ausschusses für den Status der Frau in Genf.

18. März: Delegiertenversammlung der Schweiz. Vereinigung Sozialarbeitender in Bern.

Zur Feier des 86. Geburtstages von Albert Schweitzer

Morgen Samstag, den 14. Januar, 20.15 Uhr, wird im Fraumünster, Zürich, ein Konzert gegeben. Mitwirkende: Siegfried Tappolet, Bass; Heinrich Funk, Orgel; André Raoult, Oboe; Streicher des Konservatoriumsorchesters und ein kleiner Chor ad hoc unter der Leitung von Hans Rogner. Programm: J. S. Bach: Fantasie und Fuge in c-Moll, Geistliche Lieder, Orgelchoräle, Kantate Nr. 56: Ich will den Kreuzstab gerne tragen; Toccata und Fuge in F-Dur. Freier Eintritt. Kollekte zugunsten des Urwaldspitals in Lambarene.

Redaktionell

Eine Abonnentin aus Luzern ersuchte uns um Nachsendung einer Nummer, hat aber Unterschrift und Adresse auf der Postkarte anzugeben vergessen. Wir bitten sie, sich nochmals zu melden.

Radiosendungen

vom 15. bis 21. Januar 1961

Montag, 14.00 Dur d'Wuche dure. E Frau macht sich ihri Gedanke. Hitte: D'Liesel Lee. — Dienstag, 14.00 Zehn Jahre später. Was ist aus den «Existenzialisten» von damals geworden? Umfrage von Hedi Grubenmann. — Mittwoch, 14.00 Vor den volkswirtschaftlichen Kampf gestellt. (1.) — Donnerstag, 14.00 Leben in Argentinien (Gisela Binggeli). — Freitag, 14.00 Hausfrauliche Technik (Engalina von Burg).

Aus dem Fernsehprogramm

Samstag, 14. Januar, 20.15 Uhr: Das Wort zum Sonntag, für die katholische Kirche gesprochen von Katechet Gustav Kalt, Bremgarten.

Sonntag, 15. Januar, 18.05 Uhr: Politische Diskussion; 21.05 Uhr: Die Frau in unserer Zeit, kanadischer Dokumentarfilm über die Emanzipation der Frau.

Mittwoch, 18. Januar, 20.15 Uhr: Holbein in Basel, Film; 20.45 Uhr: Konzert des Zürcher Kammerorchesters (aus dem Zunfthaus zur Meise).

Donnerstag, 19. Januar, 17.30—18.30 Uhr: Kinder- und Jugendstunde (Carl Stemmler und seine Tiere).

Freitag, 20. Januar, 20.15 Uhr: Freitagsmagazin.

Samstag, 20.15 Uhr: Wort zum Sonntag für die reformierte Kirche, gesprochen von Pfarrer Hans Färber, Chur.

BUCHHANDLUNGEN

Basler Missionsbuchhandlung
Missionsstraße 21 Basel 3
Seit 144 Jahren rascher und zuverlässiger Versand

Das Schweizer Frauenblatt wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen!

Geschenkabonnement
des Schweizer Frauenblattes
zum Vorzugspreis von 12.50
das Jahresabonnement
gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.
Benützen auch Sie den untenstehenden Bestellschein jedoch nur für neue, also nicht bisherige Geschenkabonnements!

Unterzeichnete bestellt bei der Administration des Schweizer Frauenblattes, Winterthur (Postcheck-Konto VIII b 58), ein
Geschenk-Jahresabonnement des «Schweizer Frauenblattes»
ab _____ bis _____
an Frau/Frl. _____
_____
Unterschrift und Adresse des Bestellers
_____
_____

Zwei Qualitäts-Speisefette für die Grossküche
Kaspar-Gold, körnig
mit 10% Inlandbutter. Auserlesene Mischung von Qualitätsfetten.
Kaspar-Gold, vegetabil
Reines Pflanzenfett. Auch für die vegetarische u. Diätküche.
HANS KASPAR AG. ZÜRICH 3 45
SPEISEFETT- UND MARGARINE-FABRIK
Telephon (051) 33 11 22 - Ipsophon (051) 33 11 27

hugo peters
„Récamier", eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt - mit und ohne Bettzeugraum.
Bettstatt Fr. 615.-
Modelle ab Fr. 93.-
Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen. Nach individuellen Wünschen: — mollig weich — beliebig hart — oder extra warm.
Bellevuehaus, Limmatquai 3 Telephon 24 73 70
hugo peters ZÜRICH LIMMAT-QUAI 3

Blähungen
... und Gasbildungen im Darm sind widerlich und verursachen lästige und oft schmerzhafte Druckgefühle. Ein spezielles englisches Heilmittel, die vielbewährten
Antiflatulenz - Tabletten
verhüten und beseitigen diese Störungen, sowie auch Magendruck, Völlegefühl, abnorme Gärungen und Beklemmungen. Antiflatulenz-Tabletten sind in Apotheken und Drogerien zu Fr. 2.20 und Fr. 4.— zu haben.